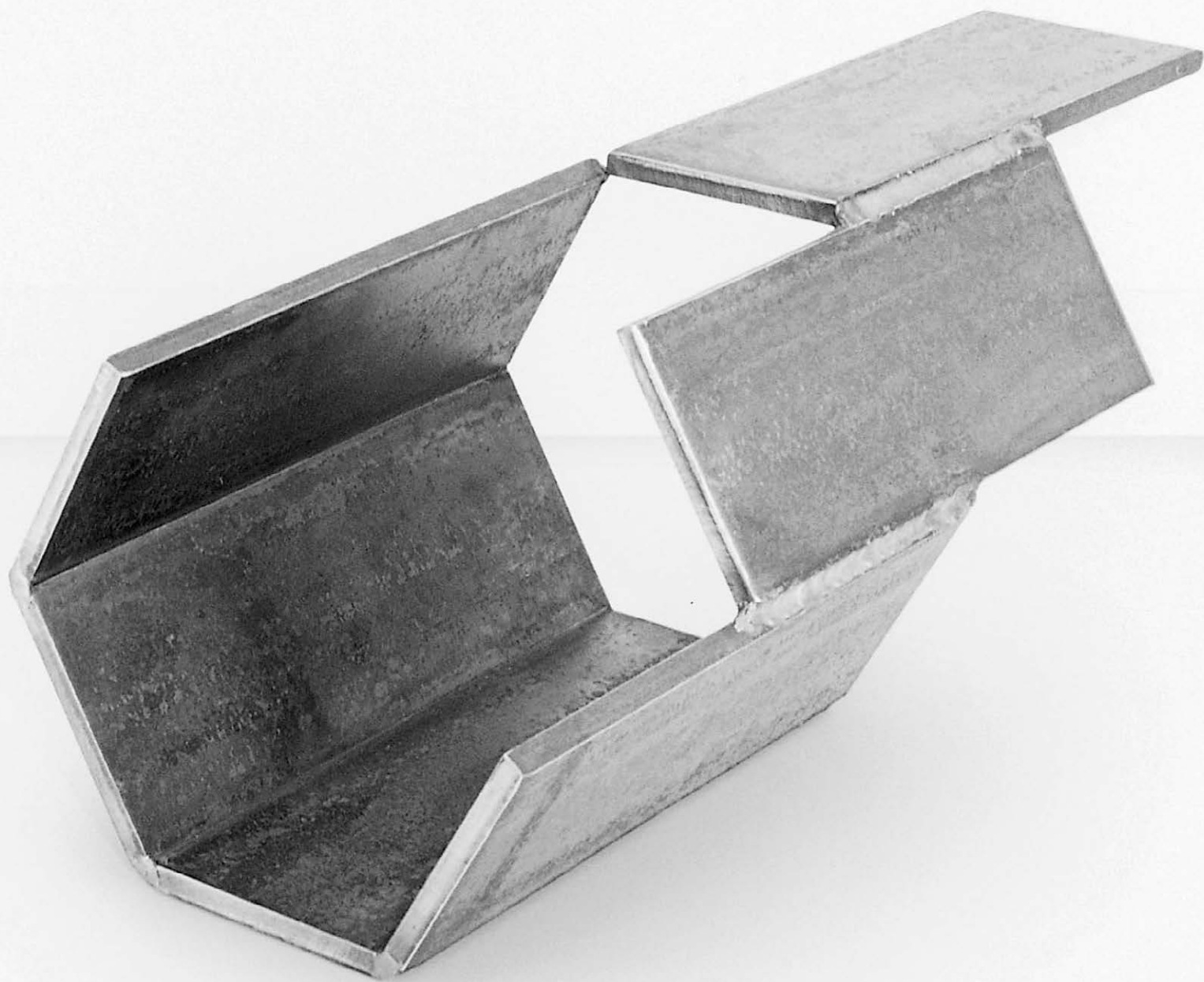


DENKEN + GLAUBEN

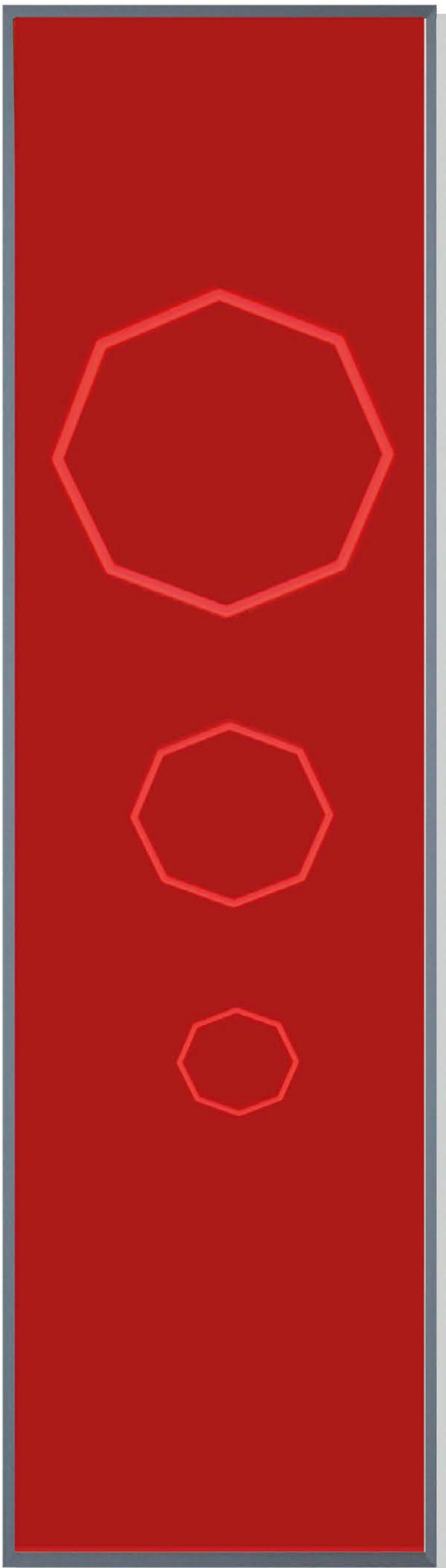
Nr. 205 Sommer | Herbst 2023 / Sondernummer

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



HEINRICH SCHNÜDERL



„Weil ich mich auf die Realität des Immateriellen beziehe, sind meine Plastiken und Skulpturen keine reduzierten Abbildungen oder Abstraktionen des Sichtbaren, sondern folgen jenen Voraussetzungen, die der materiellen Welt Gestalt geben und sie prägen“, sagt der Künstler Hellmut Bruch über seine Arbeiten. Abbildungen seiner Werke treten mit den Themenfeldern dieses Heftes assoziativ und eigengesetzlich in einen spannungsvollen Dialog. Sie wollen Tiefenräume sinnlicher Erfahrung und menschlichen Denkens eröffnen. Konkrete Kunst materialisiert Geistiges und schafft jenseits des Sagbaren eine Ahnung von dem, wie sich Denken und Glauben in dynamischer Schwebelage halten. Hellmut Bruchs Werke sind dialogisch, materialisieren Bewegung und leuchten als fluoreszierende Fläche aus Plexiglas auf faszinierende Weise sich selbst heraus.

Alois Kölbl

Hellmut Bruch, Oktogonal, 2013.
Rotes fluoreszierendes Acrylglas, 144 x 34 x 0,3 cm.
© Bildrecht Wien 2021

HEINRICH SCHNUDERL

Grußworte (2)

Thema 1: Diese Zeiten (5)

von Rudolf Mittlöhner

**Über Zeitenwenden, Wandlungen
und andere Unwägbarkeiten** (6)

von Kurt Wimmer

Ökumenisch unterwegs (8)

von Wolfgang Rehner

Rahners Glaubensmöglichkeiten (10)

von Manfred Prisching

Der Teufel im Dorf (12)

von Stefan Winkler

Heinz Schnuderl schreibt (14)

Thema 2: Glauben vermitteln (17)

von Daniel Pachner

Den Menschen als Ganzes sehen (18)

von Andrea Seel

**Singen und Musizieren
in der Liturgie** (20)

von Ulrike Praßl

**Sich in einer flüchtigen
Welt orientieren** (22)

Thema 3: Dimensionen (25)

von Andreas Pack

„Herz, Hirn und Hand“ (26)

von Josef Wilhelm

Grenzen, Schranken, Meilensteine (28)

von Anna Maria Steiner

Den Glauben organisieren (30)

von Anna Hollwöger

Über Gott und die Welt nachdenken (32)

Thema 4: Umkreisungen (35)

von Florian Traussnig

Über den Glauben philosophieren (36)

von Reinhold Esterbauer

Konservendose, Kiste, Kathedra (38)

von Johannes Rauchenberger

Dialog – wenn Religionen reden (40)

von Theresia Heimerl

atmen, waschen, essen, trinken (42)

von Peter Ebenbauer

Christus verpflichtet (44)

von Christian Brunnthaler

Heinz Schnuderl –

eine Person erzählen (46)

Thema 5: Bewährungen (49)

von Peter Rosegger

Dem Menschen dienen (50)

von Leopold Neuhold

Was darf's sein, Opa? (52)

von Harald Baloch

Zukunft wollen

heißt Zukunft gestalten (54)

von Franz Küberl

Vita Heinrich Schnuderl (56)

„Das ist auch meine Erwartung an die neue Zeitschrift *Denken+Glauben* – sicher auch ein uns überfordernder Titel: Daß sich so ein Weg auftut – keine Einbahn –, um besser verwirklichen zu können, was katholische Hochschulgemeinde sein soll. 1964, mitten im Konzil, schrieb Papst Paul VI. in seiner ersten Enzyklika: ‚Für den, der die Wahrheit liebt, ist die Diskussion immer möglich.‘ Ich hoffe, daß viele durch unsere neue Zeitschrift zum Dialog herausgefordert werden.“

Mit diesen Worten schließt das Editorial des damaligen Hochschuleseelsorgers Heinrich Schnuderl in der allerersten Ausgabe des von ihm gegründeten Periodikums *Denken+Glauben* im Herbst 1982. Es ist bis heute noch das Printmedium der Katholischen Hochschulgemeinde Graz.

Am 20. September 2023 vollendet Heinrich Schnuderl sein 80. Lebensjahr. In vielen unterschiedlichen Funktionen hat er in der steirischen Kirche gewirkt, zuletzt bis 31. August 2023 als Bischofsvikar der Diözese Graz-Seckau und als Dompfarrer in Graz.

Mit dieser Sondernummer der Zeitschrift *Denken+Glauben* halten Sie eine Geburtstagsgabe der Diözese an Heinrich Schnuderl in Händen. Sie möge ein Zeichen der Dankbarkeit sein, mit dem eine große Persönlichkeit der steirischen Kirche geehrt wird. Sein Wirken war und ist, wie Heinrich Schnuderl immer wieder feststellt, stark geprägt vom Verlauf und den Ergebnissen des II. Vatikanums, „liturgisch und besonders im Hinblick auf den Auftrag, den wir als Kirche in der Welt von heute haben“. In seiner Predigt im Gottesdienst am 9. Juli 2023, in dem er offiziell als Dompfarrer verabschiedet wurde, meinte er:

„Ich weiß, dass vielen die Reformen des Konzils zu langsam vorangekommen sind, anderen zu schnell. Mir ist jedenfalls das Wort aus dem 1. Brief des Apostels Paulus an die Gemeinde von Thessalonich nach wie vor im Ohr und im Herzen – Karl Rahner hat es wenig vor Beginn des Konzils beim Österreichischen Katholikentag zu Pfingsten 1962 in Salzburg ausgelegt: Löschet den Geist nicht aus!“

Unser Dank gilt der Diözese, namentlich Bischof Wilhelm Krautwaschl, der die Drucklegung dieser Sondernummer finanziell ermöglicht hat, und Hochschuleseelsorger Alois Kölbl: Er hat die Idee dieser Ausgabe von Anfang an mitgetragen, die künstlerische Gestaltung unterstützt und den künftigen Chefredakteur Daniel Pachner freigestellt für die Erstellung dieser Publikation.

Wir danken allen Autorinnen und Autoren, die sich in ihren Beiträgen Themenfeldern widmen, die dem Jubilar in den fast sechs Jahrzehnten seines diözesanen Wirkens wichtig waren und sind, und ihm so besondere Reverenz erweisen. Mögen ihre Texte den Geist nähren, zum Dialog einladen und – ganz im Sinne Schnuderls – „das Denken im Glauben und das Glauben im Denken“ fördern (Editorial D+G Nr. 15, März 1985).

Anna Hollwöger, Daniel Pachner, Manfred Prisching
(Redaktionsteam)

Grußworte

Lieber Jubilar und Freund Heinrich/Heinz Schnuderl!

„Unser Leben währt siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, sind es achtzig ... Rasch geht es vorbei, wir fliegen dahin“, lesen wir im 90. der biblischen Psalmen. Längst schon erleben aber Menschen vor allem im deutschen Sprachraum, dass dieses Zeitmaß nicht mehr stimmt. Daher können Dir besonders vertraute Menschen, darunter auch ich, nun zu Deinem 80. Geburtstag gratulieren. Er ist eine besondere Zeitmarke auf Deinem Lebens- und Glaubensweg, ein Fest des Dankes für eine reiche Ernte.

Obwohl Du, wie fast jeder von uns, auch starke agrarische Wurzeln hast – diesfalls in der Oststeiermark –, geht es bei Dir vor allem um die Lebensernte eines Menschen aus der Stadt Graz, wo Deine Vorfahren durch lange Zeit das sogenannte „Schnuderlbrot“ produziert haben. Bei einem Kabarett, das Deine Kollegen im Grazer Priesterseminar in der Faschingszeit veranstaltet haben, wurde darauf hingewiesen, dass das Brot der Familie Schnuderl auch im Priesterseminar verzehrt wurde, dass aber Deine Familie hier schließlich nicht nur ihr gediegenes Brot, sondern auch noch einen ihrer Söhne „abgeliefert“ hatte.

In bald schon 60 Jahren hast Du die katholische Kirche und in ökumenischer Verbundenheit auch die anderen christlichen Kirchen und Gemeinschaften in der Steiermark, in ganz Österreich und weit über diese Grenzen hinaus in einer katholischen Synthese entscheidend positiv geprägt. Aber auch die Zivilgesellschaft unseres Landes und der Stadt Graz hat Dich geprägt und wurde von Dir positiv geprägt als Staatsbürger und Bürger der Stadt Graz.

Durch Deinen Lebens- und Glaubensweg als Priesterkandidat aus Graz, als Hochschulseelsorger in Leoben und Graz, als Leiter des diözesanen Seelsorgeamtes und als Pfarrer der jungen Pfarre St. Christoph am Grazer Stadtrand, als Stadtpfarrpropst und schließlich als Generalvikar und Diözesanadministrator bist Du einer der heute profiliertesten Priester unserer Diözese geworden. Dies gilt auch für Dein beispielhaftes Wirken als Bischofsvikar und Dompfarrer. So ist auch die jüngste Domrenovierung als ein großes, viele Menschen verbindendes Werk gelungen.

Viele im Lande kennen und schätzen Dich als einen ungemein fleißigen, strapazfähigen, grundehrlichen und trotz gesundheitlicher

Beeinträchtigung selten klagenden Priester, als einen getreuen und geduldigen Lastenträger für Gott und Menschen.

Lieber Freund und Mitbruder Heinz Schnuderl! Ich danke Dir für all das herzlich und wünsche Dir Gottes reichen Segen auch in Zukunft.

Dein

+ Egon Kapellari, emerit. Diözesanbischof

Lieber Heinz!

„Für den, der die Wahrheit liebt, ist die Diskussion immer möglich“, hast Du vor mehr als vier Jahrzehnten in der ersten Ausgabe dieser von Dir gegründeten und viele Jahre als Hochschulseelsorger herausgegebenen Zeitschrift am Ende deiner Anmerkungen zu ihrem Namen Papst Paul VI. zitiert. Ein Satz aus seiner ersten Enzyklika *Ecclesiam suam*, die noch während der Konzilsjahre im Jahr 1964 Leitlinien zum Verständnis der Grundgrammatik des Zweiten Vatikanischen Konzils formulierte. Wohl kein Zufall, denn die Theologie der Konzilstexte hat Dein priesterliches Denken und Handeln geprägt und bestimmt. Auch die in Deinen Anmerkungen abschließend formulierte Hoffnung, dass viele durch die damals neue Zeitschrift zum Dialog herausgefordert werden, atmet den Geist des Konzils. Diesen Dialog hast Du nie als Einbahnstraße gesehen, sondern ihn als einer, der gut zuhören kann und in vielen gesellschaftlichen Handlungsfeldern in und außerhalb der Kirche vernetzt und mit wacher Aufmerksamkeit an ihrer Mitgestaltung interessiert ist, ganz selbstverständlich gelebt.

Als damaliger Generalvikar unserer Diözese hast Du mir die wechselseitige Bezogenheit von Denken und Glauben bei meinem Dienstantritt als Hochschulseelsorger, der nun schon fast zwei Jahrzehnte zurückliegt, auch als Handlungsmaxime mitgegeben und bist gleichzeitig Vorbild für sie. Im Namen der Katholischen Hochschulgemeinde danke ich Dir, dass Du in verschiedenen verantwortungsvollen diözesanen Funktionen die pastorale Arbeit der KHG auch weiterhin begleitet hast und das wohl auch in Zukunft tun wirst. Es ist ein sprechendes Zeichen, dass sich ganz organisch aus den Themen Deines Lebens die

Fragestellung der Auftaktveranstaltung für unser aktuelles Jahresthema formen konnte. Gerade in Zeiten rasanter gesellschaftlicher und kirchlicher Veränderungen, des Auseinanderdriftens in Extrempositionen und selbstbezoglicher Blasenbildung braucht es Konstanten, für die Du zeitlebens eingestanden bist und die Du mit Überzeugung lebst: dass der Glaube die redliche Denkanstrengung nicht ausschließt, sondern vielmehr bedingt, dass es in allen Handlungsfeldern menschlichen Zusammenlebens Respekt und Wertschätzung braucht oder dass der Dialog gerade auch mit Andersdenkenden unabdingbar für eine Kultur zukunftsfähigen Miteinanders ist, gehören ganz gewiss dazu. So darf ich Dir nicht zuletzt auch dafür danken, dass Du vor zehn Jahren mit wohlwollendem Rat und beherzter Tat als Vorsitzender des Bauausschusses am Entstehen des „Quartier Leech“ der Katholischen Hochschulgemeinde und des Afro-Asiatischen Institutes als eines Lernortes gelingenden Miteinanders mitgewirkt und es ermöglicht hast.

Zu Deinem runden Geburtstag wünsche ich Dir alles Gute und für alles, was Du in den kommenden Jahren noch vorhast, viel Segen!

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

Lieber Heinz!

265-mal kommt das Wort „Brot“ in der Bibel vor, sagt die Künstliche Intelligenz. Selbst wenn diese Zahl nicht exakt stimmt oder nicht für jede Bibelausgabe zutreffend sein mag, so kommen wir mit Sicherheit überein in der Aussage, dass „Brot“ sehr oft vorkommt – weil es wichtig ist. Die Bedeutung des Brotes hast Du als Kind einer Bäckerfamilie quasi mit der Muttermilch aufgesogen.

Dankbar kann ich, können wir alle in der Diözese Graz-Seckau sein, dass Du die Bäckerei Deinem Bruder überlassen hast, um Dich dem Brot des Lebens zu widmen und Jesus Christus nachzufolgen. In Deinen unzähligen Diensten in unserer Kirche ging es Dir immer darum, dass es den Menschen gut geht, dass sie die Möglichkeit haben zu erkennen, dass Religion unverzichtbar ist als Stütze jenseits des Tagesgeschäftes, als Angebot für die Sinnuche, als Antwort auf die großen Fragen. Der Glaube als Brot, als Lebensmittel – dafür stehst Du mit Herz und Seele.

Für Deinen bisherigen Weg sage ich Dir ein herzliches Vergelt's Gott. Für Deinen weiteren Weg wünsche ich Dir noch viele gute Tage, Wochen und Jahre für das, was Dir Freude macht und was vielleicht hier und da zu kurz gekommen ist.

Gottes Segen und alles Gute für Dich!

Wilhelm Krautwaschl, Diözesanbischof

Herzliche Gratulation!

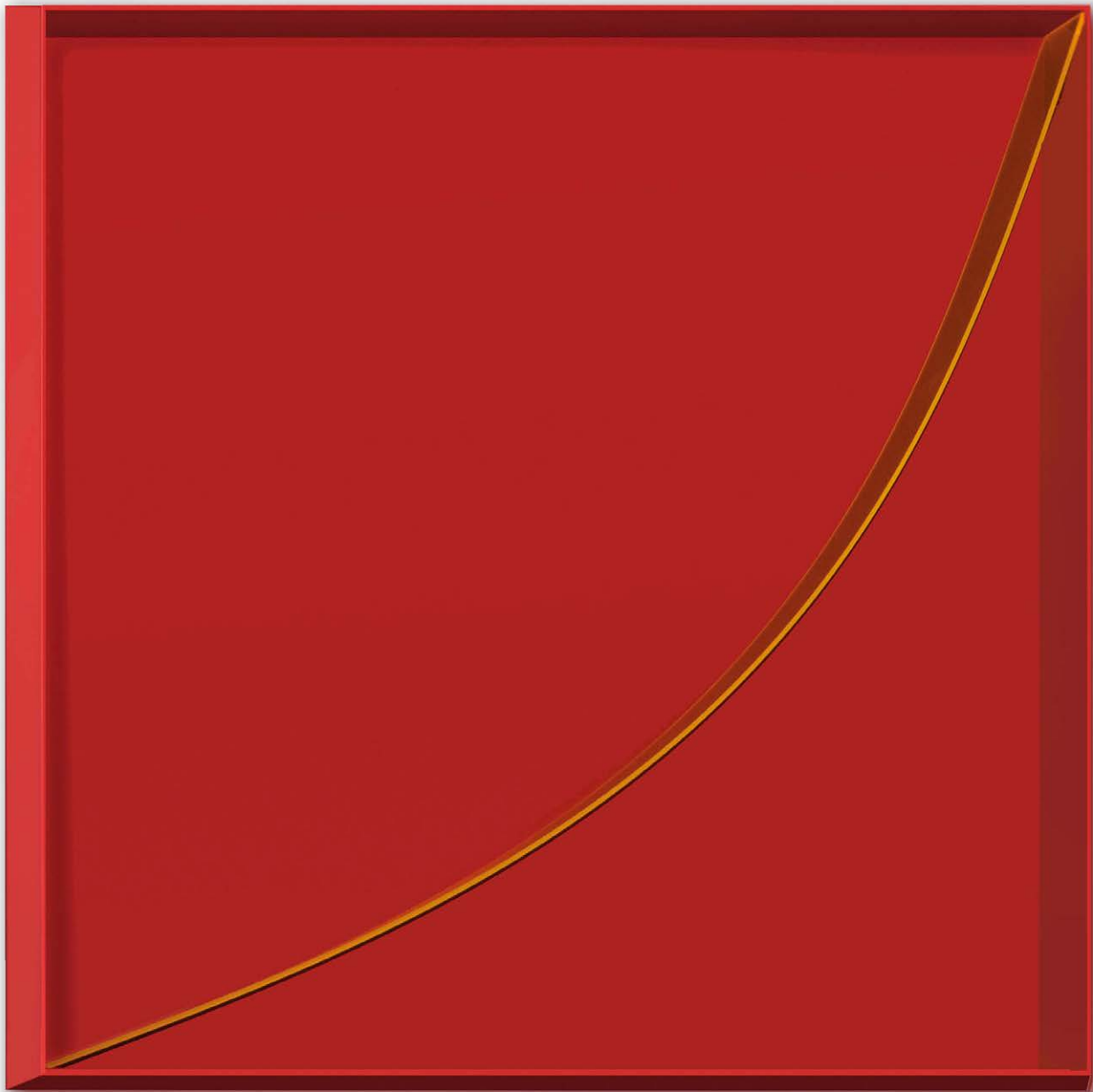
Die Ökumene wird getragen von Menschen, die sich tagtäglich für die Gemeinschaft und ein friedvolles Zusammenleben einsetzen. Heinrich Schnuderl ist einer, der Zeit seiner Tätigkeiten einen wertvollen Beitrag zu den „Brücken“ in unserem Land, die im Umgang zwischen den christlichen Religionen untereinander errichtet worden sind, geleistet hat.

56 Jahre lang hat er als Priester nicht nur theologisch, sondern auch politisch seine Spuren hinterlassen. Es ist mithin auch sein Verdienst, dass die Steiermark heute ein Land des Miteinanders ist. Ein Land, das getragen ist von einem fried- und respektvollen Umgang zwischen den christlichen Kirchen und seinen Menschen. Ob der vielfältigen Leistungen, die Heinrich Schnuderl in 80 Lebensjahren vollbracht hat, widmet ihm die Zeitschrift *Denken + Glauben* eine Sondernummer. Sie zeigt facettenreich, wie viel Herzblut in der Arbeit im Auftrag des Glaubens steckt, und wirft in dieser besonderen Ausgabe den Blick insbesondere auf das diözesane Wirken Heinrich Schnuderls. Mit dieser Zeitschrift hat er 1982 in seiner Zeit als Grazer Hochschulseelsorger eine Plattform der Auseinandersetzung und einen greifbaren Nachlass für nachkommende Generationen geschaffen, die nunmehr ihrem Gründer eine Ausgabe widmet.

Ich möchte mich in diesem Sinne herzlich bei Heinrich Schnuderl für die Arbeit in und mit der katholischen Kirche in den vielseitigen Tätigkeiten und die großen Leistungen bedanken. Zum 80. Geburtstag wünsche ich alles erdenklich Gute und weiterhin viel Gesundheit im neuen Lebensjahrzehnt.

Ein steirisches „Glück auf“!

Christopher Drexler, Landeshauptmann



Helmut Bruch, Volumen in Rot mit Spannungskurve, 1989/90. Acrylfarbe auf Edelstahl, Acrylglas, 70 x 70 x 9 cm.
© Bildrecht Wien 2021

Vom französischen Philosophen Jean-Paul Sartre stammt der Satz: „Vielleicht gibt es schönere Zeiten, aber diese ist die unsere.“ Das ist eine zutiefst wahre Sentenz. Die Zeit, in der ich lebe, ist meine Zeit – und weil es mich nie nur für mich alleine gibt, sondern nur im Kontext, ist es immer auch unsere Zeit, jene von mir und meinen Zeit-Genossen im Wortsinn.

Wenn wir von „diesen Zeiten“ sprechen, meinen wir oft, dass die früheren besser oder schöner gewesen seien. Sartre selbst scheint sich da nicht so sicher zu sein, denn er stellt ein „vielleicht“ voran. Subjektiv gibt es immer etwas, das früher besser war – letztlich ist es eine Frage der Einschätzung bzw. generell der Lebenshaltung, ob man Früheres als besser oder schöner empfunden hat. Dies gilt umso mehr, wenn es um Zeiten geht, die lange zurück- und damit jenseits des eigenen Erfahrungshorizonts liegen. Diese kennen wir bestenfalls aus Erzählungen, wenn nicht überhaupt nur aus diversen schriftlichen Quellen. Und wenn heute oft die Rede davon ist, die Zeit sei „aus den Fugen“ (dieses Zitat aus „Hamlet“ war etwa heuer Motto der Salzburger Festspiele), so muss man sagen, dass sie das in gewisser Weise immer schon – und über weite Strecken wohl mehr als heute – war. Aber wie immer man dies im Einzelnen beurteilen mag, jedenfalls gilt: Diese Zeit „ist die unsere“ – und es gibt, wir haben keine andere.

Den Kern des Sartre'schen Gedankens könnte man auch als konstitutiv für die Gründungsidee von *Denken+Glauben* ansehen: diese unsere Zeit denkend und glaubend zu betrachten und umgekehrt das Denken und Glauben unserer Tage kritisch zu reflektieren. Es hat dies viel auch mit dem oft zitierten „Aggiornamento“ des Zweiten Vaticanums zu tun, geht es doch dabei um die „Verheutigung“ des kirchlichen Lebens und theologischen Denkens. Auch für die Kirche gilt ja Sartres Sentenz: „Vielleicht gibt es schönere Zeiten, aber diese ist die unsere.“

Selbstverständlich gibt es zeitdiagnostisches Denken auch ohne Glauben. Und gerade der Respekt vor solchen rein säkularen Zugängen ist essentiell für jeden Glauben, der sich auf der Höhe der Zeit bewegen will. Aber die katholische Kirche hält traditionell aus guten Gründen an der Überzeugung fest, dass eben Denken und Glauben, *Fides et ratio* (so der Titel einer Enzyklika von Johannes Paul II.), Wort und Wahrheit (so der Titel einer früheren katholischen Kulturzeitschrift, die programmatisch an

der Wiege von *Denken+Glauben* stand), nicht nur kein Widerspruch sind, sondern zusammengehören, soll der Glaube nicht blind und das Denken nicht leer werden.

Heinrich Schnuderl, der Gründer und langjährige Herausgeber dieser Zeitschrift, hat um all das hier bloß kurz Skizzierte nicht nur gewusst, sondern er hat es ganz selbstverständlich gelebt. Die Betonung liegt auf „selbstverständlich“ und meint: ohne diese Prinzipien demonstrativ vor sich herzutragen, aber auch ohne, dass man je hätte denken können, dass sie für ihn zur Disposition stünden. Damit war der Titel dieser seiner Zeitschrift auch Programm seiner Arbeit als Hochschulseelsorger bzw. der von ihm geleiteten und mitgeprägten Katholischen Hochschulgemeinde Graz. Nicht von ungefähr sind aus diesem inspirierenden Biotop zahllose in der Öffentlichkeit – etwa in Politik, Medien, Wissenschaft – wirkende Personen hervorgegangen.

Die jetzigen Zeiten – lange nach Schnuderls Abschied von der KHG – sind wiederum deutlich andere als jene seines Wirkens als Hochschulseelsorger. Manche würden sagen: schwierigere, komplexere, vielleicht auch verstörendere (siehe oben das Salzburger Festspielsmotto). Auch für die Kirche ist es seither nicht eben einfacher geworden (und das ist leicht euphemistisch formuliert). Aber es ist eben – auch für uns Katholiken – unsere Zeit. Und in diesem Sinne ist es ein gutes Zeichen, dass es *Denken+Glauben*, mehr als 40 Jahre nach seiner ersten Ausgabe, nach wie vor gibt. Man möchte der Zeitschrift wünschen, dass sie dem hohen Anspruch ihres Gründers, die Spannung zwischen Denken und Glauben nicht nur auszuhalten, sondern auch fruchtbar zu machen, weiterhin gerecht zu werden bestrebt ist.

Ad multos annos: der Zeitschrift und dem Jubilar!

Rudolf Mitlöhner,
geb. 1965 in Wien, Studium der
kath. Fachtheologie in Wien und
Graz. 1990–1994 Bildungsreferent
der Kath. Hochschulgemeinde Graz,
wo er auch *Denken+Glauben* verant-
wortete. 2001–2008 und 2013–2019
Chefredakteur der *Furche*, dazwi-
schen stv. Chefredakteur; seit
September 2019 stv. Ressortleiter
Innenpolitik beim *Kurier*.



Foto: Deutsch

Über Zeitenwenden, Wandlungen und andere Unwägbarkeiten

Ein paar aktuelle Überlegungen mit Rückblenden
Von Kurt Wimmer

Seit dem Angriff Russlands auf die Ukraine leben wir in einer Zeitenwende. Der Erste, der in diesem Zusammenhang diesen Begriff verwendete, war der sehr besonnene deutsche Kanzler Olaf Scholz. Aber was bedeutet das eigentlich: Zeitenwende?

Manche Zeitenwenden haben es an sich, dass sie als solche von Zeitgenossen meist gar nicht erkannt werden. Erst wenn die Zeitgenossen älter geworden, also zu Zeitzeugen gereift sind, erläutert ihnen die Historikerzunft, wann sie eine Zeitenwende erlebt haben. Es ist auch nicht immer einfach, in der historischen oder gesellschaftlichen Entwicklung zeitgerecht Wendepunkte und Wegmarkierungen zu entdecken, von denen später erklärt wird, sie seien Zeichen der Zeit gewesen, die womöglich auch eine richtige Zeitenwende angekündigt haben.

Dann gibt es natürlich Zeitenwenden, die so festgeschrieben sind, dass sie es bereits bis in die Schulbücher geschafft haben. Zum Beispiel die entscheidende Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, die auch mit Jahreszahl zu orten ist: 1492. Das war das Jahr, in dem Christoph Kolumbus, als er eine Schiffsroute nach Indien suchte, zufällig Amerika entdeckte: die Neue Welt.

Vermeintliche Endgültigkeiten

Zeitenwenden können auch von Fehleinschätzungen und Irrtümern betroffen sein. Das Kriegsende 1945 zum Beispiel war sicher eine Zeitenwende, doch es war kein „Jahr null“, wie das in den ersten Nachkriegsjahren manchmal behauptet wurde, also ein völliger Neuanfang. Aber im November dieses Jahres gewann die ÖVP bei der ersten Nationalratswahl nach dem Zweiten Weltkrieg die absolute Mehrheit. Und mit dieser absoluten Mehrheit bot sie den Sozialisten eine Koalition an. Erst nach heftigen internen Diskussionen entschloss sich die SPÖ, dieses Angebot anzunehmen. Und das war ein entscheidender politischer Wendepunkt für eine fruchtbare Zusammenarbeit dieser beiden Parteien im Zeichen eines gemeinsamen Bekenntnisses zur sozialen Marktwirtschaft, also der Kombination von Freiheit des Marktes mit sozialem Ausgleich. Die österreichische Variante dieser Wirtschaftsform war der sogenannte Raab-Kamitz-Kurs. Zudem wurde die Sozialpartnerschaft etabliert, eine Zusammenarbeit von

Wirtschaft und Gewerkschaften, die Österreich jahrzehntelang sozialen Frieden sicherte.

Ein Irrtum in Bezug auf Zeitenwenden jedoch war die allzu schlichte These vom Ende der Geschichte, die der amerikanische Politikwissenschaftler Francis Fukuyama nach dem Untergang des sowjetischen Imperiums vertrat: In dem Buch „The End of History and the Last Man“, das 1992 erschien, verkündete er seine Überzeugung, dass sich Liberalismus, Demokratie und Marktwirtschaft nun endgültig durchgesetzt hätten. Das Jahr 1989, das mit dem Fall der Berliner Mauer den Zerfall des Sowjet-Imperiums einleitete, verdient allerdings als Symbolzahl für eine Zeitenwende eine genauere Betrachtung: Damals brach eine alte Weltordnung zusammen; das Ende der Teilung Europas weckte eine begeisterte Aufbruchsstimmung und schien unerwartete Zukunftschancen zu eröffnen.

Zum Zeitpunkt dieses dramatischen, völlig unerwarteten Falls der Berliner Mauer gab es weltweit nur sechzehn Grenzzäune. Derzeit sind fünfundsechzig befestigte Grenzen fertiggestellt oder im Bau. Diese Zahlen erwähnt der bulgarische Politologe Ivan Krastev in einem Buch, das er gemeinsam mit dem amerikanischen Rechtswissenschaftler Stephen Holmes 2019 veröffentlichte. Sein Titel: „Das Licht, das erlosch“.

Wie eine Zeitenwende sich wandeln kann

Diese „Abrechnung“, wie er die Studie nennt, sieht so aus: 30 Jahre nach dem Untergang der Sowjetunion und dem vermeintlichen endgültigen Triumph der liberalen Demokratie ist das Vertrauen der Öffentlichkeit in diese Regierungsform drastisch gesunken, rechtspopulistische Gruppierungen gewinnen in der Politik immer mehr Einfluss, der Glaube an eine bessere Zukunft ist weitgehend geschwunden, und die nachhaltige Hilflosigkeit der EU gegenüber der scheinbar nicht kontrollierbaren illegalen Migration gefährdet das politische, ökonomische und soziale Modell Europas.

Schon 2017 hat Krastev in seinem Essay „Europadämmerung“ festgestellt, dass das, was 1989 als demokratische Revolution begonnen hatte, „sich inzwischen in eine demographische Gegenrevolution verwandelt“ habe. „Die Flüchtlingskrise erweist sich als Europas 11. September“, postulierte er damals.

Krastev vertritt die These, dass die einflussreichsten Anführer Mittel- und Osteuropas unmittelbar nach 1989 die „Nachahmung“, also eine möglichst rasche Verwestlichung, als kürzesten und praktikabelsten Weg zur Reform sahen. Diese Art und Weise der „Rückkehr nach Europa“ scheiterte an einem allzu idealisierten Bild der liberalen Demokratie, vor allem aber an der globalen Finanzkrise von 2008, die laut Krastev, „dem guten Ruf des Liberalismus den Todesstoß“ versetzte.

Der eigene Weg, der nach diesem Scheitern des Nachahmungsprinzips von politischen Leitfiguren in Ungarn und Polen vorgegeben wurde, bestand in einer Revolte gegen die Prinzipien und Institutionen des Verfassungsliberalismus, der die Grundlage der Europäischen Union bildet. Bei den ersten Wahlen in der Slowakei nach dem Ende der kommunistischen Herrschaft sprach ich dort mit einem führenden Vertreter der christdemokratischen Partei und sagte so nebenbei: „Und jetzt werden sie natürlich die soziale Marktwirtschaft einführen.“ Zu meinem Erstaunen wehrte er ganz entsetzt ab.

Im Verlauf des Gesprächs stellte sich ein Missverständnis heraus: Mein Interviewpartner hatte „sozial“ mit „sozialistisch“ gleichgesetzt und „sozialistisch“ war für ihn dasselbe wie „kommunistisch“. Der Christdemokrat erzählte auch, dass Wirtschaftsberater der Regierung Margaret Thatcher in der Slowakei bereits eifrig am Werk seien.

Etwas später erkannte ich, dass es sich nicht nur um ein Missverständnis handelte, sondern auch um zwei verschiedene Marktwirtschaften, von denen wir redeten.

Der Name Thatcher steht für eine radikale Richtung der neoliberalen Marktpolitik, zu der auch eine Deregulierung der Finanzmärkte gehörte, die die „Eiserne Lady“ in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts gemeinsam mit dem US-Präsidenten Reagan durchsetzte. Eine Folge dieses verordneten Rückzugs des Staates aus der Bankenbranche war, dass 2008 die gesamte Finanzwirtschaft fast zusammengebrochen wäre.

Der Mensch im Mittelpunkt

Mein Bild von der Sozialen Marktwirtschaft war von der Nachkriegszeit geprägt, als liberale Ökonomen wie Wilhelm Röpke oder Alfred Müller-Armack in der Wirtschaftspolitik glaubwürdig die Chancen eines „Dritten Weges“ zwischen Kapitalismus und staatlicher Planwirtschaft verfochten haben, und zwar mit dem selbstverständlichen Anspruch eines „ökonomischen Humanismus“, der den Menschen im Mittelpunkt der Wirtschaftspolitik sieht.

Jüngst habe ich folgenden Satz gelesen: „Ein entfesselter, profitgetriebener Kapitalismus und penetranter Marktfundamentalismus treiben die Menschheit unweigerlich in den Ruin. Gott sei Dank haben die wichtigsten globalen ‚Denkschmieden‘ seit 2008 erkannt, dass der entfesselte Markt nicht die Lösung, sondern das Problem ist ...“

Da ist nicht dem neuen SPÖ-Vorsitzenden Andreas Babler ein Ausrutscher in den Marxismus passiert: Der Satz stammt von Josef Riegler und steht in seinem Buch „Vorrang Mensch“, das 2018 erschien. Riegler (84) ist Gründer des Ökosozialen Forums, er war ÖVP-Agrarlandesrat in der Steiermark, Landwirtschaftsminister, Vizekanzler und von 1989 bis 1991 auch Bundesobmann der ÖVP. Das ist die Partei, die sich in Programmen immer wieder zu einem „christlichen Menschenbild“ bekannt hat, bei aller Vagheit dieses Begriffes. Dazu gehört aber auch die christliche Soziallehre mit ihren Prinzipien Solidarität, Subsidiarität und Personalität. Und in dieser Tradition fehlt auch die Kapitalismuskritik nicht, wenn Auswüchse des Kapitalismus sich gegen dieses Menschenbild richten.

Nun stehen wir wieder an einer Zeitenwende, die wir mit staunendem Entsetzen durchleben: Die mutwillige Gefährdung einer Weltordnung, die nach zwei Weltkriegen mit mehr als 80 Millionen Toten mühsam mit dem großen Ziel aufgebaut wurde, im ständigen Krisenherd Europa einen dauerhaften Frieden zu schaffen. In Europa herrscht wieder Krieg, nach 75 Jahren Frieden, abgesehen vom Jugoslawienkrieg; ein Krieg mit verhängnisvollen Folgen, nicht nur für die Ukraine und ihre Bevölkerung: Allenthalben Aufrüstung, dazu Atomdrohung, Verunsicherung und Radikalisierung. Eine weltweite Pandemie legte zudem bloß, wie brüchig das scheinbar so stabile demokratische Fundament unserer überreizten Gesellschaft in Wahrheit ist.

Mögest du in interessanten Zeiten leben, soll bei den alten Chinesen ein beliebter Fluch gewesen sein.

Kurt Wimmer,
geb. 1932 in Linz, studierte
Geschichte an der Universität Graz.
Ab 1958 bei der *Kleinen Zeitung*
tätig, 1964–1994 als Chefredakteur-
Stellvertreter sowie 1994–1997 als
Chefredakteur. Veröffentlichte zahl-
reiche Bücher, u. a. *Liberalismus in
Oberösterreich (1869–1909)* sowie
*Der Brückenbauer. Hanns Koren
und seine Zeit (1906–1985)*.



Foto: privat

Ökumenisch unterwegs

Gedanken am Wegrand der Minderheitenkirchen
Von Wolfgang Rehner

Jüngst erst durfte ich in einer Presseaussendung der Diözese Graz-Seckau an die Bedeutung der Ökumene für Heinrich Schnuderl erinnert werden: „Heinrich Schnuderl wählte nie den einfachen Weg. Seine erste Aufgabe führte ihn als Kaplan nach Schladming, in eine evangelisch geprägte Region. ‚Dort habe ich die Ökumene, das Zusammenfinden der christlichen Kirchen, kennen und schätzen gelernt. Und dort habe ich entdeckt, dass viele Menschen den Kontakt zur Kirche im Urlaub finden, wenn sie Zeit haben dafür‘, sagt er.“ Der junge Kaplan, bewegt von den Möglichkeiten, die das II. Vatikanum eröffnete, entdeckte Ende der 60er Jahre die Ökumene.

In großer Vielfalt hat sich die Ökumene seit damals weiterentwickelt. Einen Überblick dazu bietet der Vortrag, den Kardinal Kurt Koch in der Aula der Alten Universität in Graz am 10. Juni 2022 hielt. Im dritten Teil seines Vortrags widmet er sich den „bleibenden Herausforderungen und vielfältigen Gestalten des ökumenischen Wirkens“: Im Gefolge von Papst Johannes Paul II. kategorisiert Kardinal Koch die Gestaltwerdung des ökumenischen Wirkens als „Ökumene der Liebe“. Unter Bezugnahme auf die Rede von Papst Benedikt XVI. vor dem Deutschen Bundestag folgten Gedanken zur kulturellen Ökumene. Nach der Würdigung der praktischen Ökumene, wie sie bei den Europäischen Ökumenischen Vollversammlungen von Basel, Graz und Sibiu erfahrbar war, beschrieb er anschließend die spirituelle Ökumene. Dieser rechnete er auch die „Ökumene des Martyriums“ (Papst Johannes Paul II.) bzw. die „Ökumene des Blutes“ (Papst Franziskus) zu. Schließlich betonte Kardinal Koch mit der „Ökumene der Wahrheit“ die Wichtigkeit der geduldigen Aufarbeitung der theologischen Differenzen.

Der Blick von Kardinal Kurt Koch hilft, die ökumenischen Wege seit der Zeit von Heinrich Schnuderl als Kaplan in Schladming gedanklich zuzuordnen. In seinem Vortrag betrachtete Koch die ökumenische Bewegung in engem Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Veränderungen: „Diesen bleibenden und neuen Herausforderungen können wir Christen nur in ökumenischer Gemeinschaft begegnen. In den heutigen säkularen Gesellschaften muss die Ökumene ihre Verantwortung wahrnehmen, um ihren wichtigen Beitrag zur Versöhnung in Gesellschaft und Kirche leisten zu können.

Damit alle Getauften ihre ökumenische Verpflichtung übernehmen können, muss die ökumenische Suche nach Versöhnung und Einheit verschiedene Dimensionen und Gestalten aufweisen.“

Kardinal Koch spricht – zu Recht – von dem „wichtigen Beitrag“, den wir als Christenmenschen in den heutigen säkularen Gesellschaften zu leisten haben. Allerdings – und hier setzen meine Überlegungen an – gilt es dabei wahrzunehmen, welchen Platz die „säkularen Gesellschaften“ uns, den Kirchen, zugestehen. Im Frühjahr 2020, während der ersten Coronawelle, wurde deutlich: Wir, die Kirchen, werden nicht als systemrelevante Größen betrachtet. Wir werden als eine Erscheinung am Wegrand eingeordnet.

Für Österreich, speziell für die Steiermark, kann man rückblickend von einer „Ökumene des Aufbruchs“ in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts sprechen. Diese gipfelte 1997 in der Zweiten Europäischen Ökumenischen Vollversammlung in Graz. Wenn ich heute, ein Vierteljahrhundert später, den Kategorien, die Kardinal Koch aufzählte – Ökumene der Liebe, kulturelle Ökumene, praktische Ökumene, spirituelle Ökumene sowie Ökumene der Wahrheit – eine weitere hinzufügen darf, so heißt diese nicht „Ökumene des Aufbruchs“, auch wenn das 60 Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil schön wäre.

Ich meine, angesichts der gesellschaftlichen Realitäten sind wir gefordert, eine „Ökumene der Minderheiten“ zu gestalten. In der ersten Jahreshälfte 2023 wurde für Deutschland festgehalten, dass die Kirchenmitglieder der beiden „großen Kirchen“, der katholischen wie der evangelischen, weniger als 50 % der Gesamtbevölkerung ausmachen. Entsprechend begannen statistische Hochrechnungen, wann der Anteil der Katholiken in Österreich auf weniger als die Hälfte der Bevölkerung sinken wird. Die Prognose lautet: Jedenfalls bald. Was aber macht eine „Ökumene der Minderheiten“ aus?

Diaspora ist der Normalfall von Kirche

Es gibt keinen Grund, sich vor der Diasporaexistenz von Kirche zu fürchten. Zwar klingt „Diaspora“ nach defizitärer Form von Kirche. Hat eine solche Kirche überhaupt Gestaltungsmöglichkeiten? Kann eine

solche Kirche sich selbst verwalten? Diesen defizitären Konnotationen ist jedoch ein ekklesiologisch positiv besetztes Verständnis von Diaspora entgegenzuhalten, wie der evangelische Pfarrer in Liebenau Marcus Hütter betont: „Diaspora trägt mit ‚spora‘ das griechische Wort für Saat/Aussaart bzw. mit ‚sporos‘ das Wort für Samen/Samenkorn in sich. Diaspora drückt dann die Vorstellung aus, dass die Kirche von Gott in die Welt und zu den Menschen ‚eingestreut‘ ist [...], um Kraft des Evangeliums als Aussaat gute Frucht zu bringen, für sich selbst und für andere.“ „Normalfall von Kirche“ ist weder statistisch begründet noch an der historischen Frage gemessen, wie etwa die Urgemeinde aufgebaut war oder wie die ersten Gemeinden in unserer Kirche funktioniert haben. Es geht vielmehr um die Frage der Urbestimmung von Christenheit und Kirche, nämlich: Wozu sind wir in die Welt gesetzt?

Nicht um zu herrschen, nicht um zu bestimmen. Wir sind „Diaspora“ – Einstreuung –, um als Kirche auf die Menschen bezogen zu sein, um von Gott her gute Frucht zu bringen. Dieses Konzept, in den Worten Hütters, „begreift den Sinn und die Bestimmung der Diaspora in der bewussten Gestaltung von Beziehungen im Sinne der Nachfolge Christi. Dies kommt in dem Leitgedanken einer ‚Kirche mit und für andere‘ zum Ausdruck.“

Minderheitenkirche ist nicht Diasporakirche

Zahlenmäßig große Kirchen in Europa sind auf dem Weg in die Minderheitenexistenz, wie wir es exemplarisch in Deutschland beobachten können. Gesellschaftlich werden sie weiterhin beachtet werden. Ähnliches gilt für kleinere Minderheitenkirchen: Sie müssen nicht erklärt werden. Auch wenn sie zahlenmäßig klein sind, sind sie dennoch bekannt, werden gehört, werden gefragt. So ordnet Hans Klein aus Hermannstadt meine Heimatkirche, die Evangelische Kirche A.B. in Rumänien, als eine Minderheitenkirche ein, nicht als Diasporakirche. Diasporakirche sei – anders als die Minderheitenkirche – nicht als bekannt voraussetzen. Kennzeichen in der Diasporasituation sei, dass die Zugehörigkeitserklärung einem Bekenntnisakt gleichkommt. Ihre Existenz wird nicht für selbstverständlich genommen. Klein beobachtet in weiterer Folge den möglichen Wechsel von der Minderheiten- zur Diasporakirche: „Wir sind zum Weizenkorn geworden, das Frucht bringt, indem es stirbt. Im Sterben und täglichen Neuwerden bleibt unsere Kirche erhalten und bleibt sie sie selber: Kirche aus der Kraft des Evangeliums, Kirche in der Kraft des Heiligen Geistes und Kirche als Gemeinschaft der Heiligen.“

Ich schließe mich der Definition an, Minderheitenkirche sei eine gesellschaftlich bekannte Größe. Zentral ist dabei: Es geht hier vorrangig um die soziologische Dimension von Kirche, nicht um deren theologisch-ekklesiologische Bestimmung.

Ökumene der Minderheiten

Wir haben uns in Österreich auf eine Ökumene der Minderheiten einzustellen. Auch wenn Kirche nicht (oder nicht mehr) jene Kraft ist, die den gesellschaftlichen Takt vorgibt: Kirchen sind gesellschaftlich bekannte Größen. Zwischen den Kirchen wiederum werden sich Gewichte verschieben: Katholische und Evangelische gehören zu den schrumpfenden Kirchen, während Orthodoxe und Freikirchen in Österreich tendenziell eher wachsende Kirchen sind. Paradoxerweise sind die schrumpfenden Kirchen die gesellschaftlich eher bekannten. Eine Ökumene der Minderheiten wird nach außen daran arbeiten, dass weniger bekannte Minderheitenkirchen in der Öffentlichkeit besser bekannt werden. Nach innen, also im Dialog untereinander, wird es darauf ankommen, die erworbene ökumenische Sensibilität auf die weiteren Kirchen aus dem Bereich der Orthodoxen und der Freikirchen zu übertragen.

Ich bin sicher: Als Ökumene der Minderheiten werden wir stärker an unseren Urauftrag erinnert, Gesandte des dreieinigigen Gottes zu sein. Als Ökumene der Minderheiten werden wir weiter viel voneinander lernen. Im Dialog mit den anderen gesellschaftlichen Kräften werden wir immer wieder neu üben, uns als mehrstimmigem Chor Gehör zu verschaffen.

Heinrich Schnuderl hat als wacher, kritischer Geist ein Leben lang im Dialog das Leben seiner Kirche mit anderen Kirchen und gesellschaftlichen Kräften verknüpft und vernetzt. In diesem Geist den Dialog fortzuführen, Verknüpfungen herzustellen und Vernetzung zu pflegen, ist für uns Nachgeborene wohl bleibender Auftrag. So kann Ökumene der Minderheiten dem Auftrag der Kirche gerecht werden.



Wolfgang Rehner, geb. 1962 im siebenbürgischen Hermannstadt/Sibiu, Rumänien. Ordination im Jahr 1986; ab 1996 in Österreich. Seit 2018 Superintendent der Evangelischen Superintendentur A. B. für die Steiermark in Graz.

Foto: Kielnhofer

Rahners Glaubensmöglichkeiten

Normalität des Christlichen, Normalität des Säkulären
Von Manfred Prisching

Vor sechzig Jahren war Heinrich Schnuderl mit seinen Studien beschäftigt und wird wohl auch den Aufsatz von Karl Rahner „Über die Möglichkeit des Glaubens heute“ gelesen haben. In den nächsten Jahrzehnten ist er ein „Rahner-Mann“ geblieben. Der Aufsatz Rahners ist berühmt, und doch atmet er das Befinden vergangener Zeiten. Ich werde nur einen Gedanken herausgreifen, der deutlich machen soll, wie weit Rahners Erörterungen und der heutige Zeitgeist auseinandergedriftet sind.

„Ich fange damit an“, so Rahner, „dass ich mich als Glaubenden vorgefunden habe und mir kein Grund begegnet ist, der mich zwänge oder veranlasste, nicht zu glauben. Ich bin katholisch geboren, weil ich in einem glaubenden Milieu geboren und getauft worden bin.“ Das trifft sich mit den Erfahrungen vieler Menschen aus dieser Zeit; doch das Milieu einer derart dichten lebensprägenden und selbstverständlichen Katholizität ist seitdem, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, der Erosion ausgesetzt gewesen, und mittlerweile ist es beinahe verschwunden. Man kann diese nichtreligiöse Stimmungslage nicht nur aus den Statistiken über die „Verinszugehörigkeit“ (zur katholischen Kirche) herauslesen, vielmehr hat sich auch eine Intensitätserosion vollzogen: Selbst bei den Insidern sind die religiösen Bestände nicht mehr unbedingt glaubensverpflichtend, lebensprägend oder alltagsrelevant. Die symbolische, auratische, metaphysische, transzendente „Einhüllung“ in den Glauben ist auf kleine Gruppen beschränkt. Kirche ist nette, manchmal hilfreiche Folklore, aber nicht der schützende „Baldachin“.

Die Stärke des Anfangs

Rahner betont die Kraft der von ihm erlebten Ausgangssituation. Angesichts der Unsicherheit religiöser Einschätzungen oder Erfahrungen bedürfte es eines großen Aufwandes oder eines guten Grundes, sich von der von ihm beschriebenen religiösen Anfangslage auf die „andere Seite“ zu schlagen, auf die Seite des Unglaubens. So hat er es erlebt, doch ist diese Kraft der Sozialisation geschwunden. In vielerlei Hinsicht kümmert man sich nicht mehr um die Lehren der Kirche, sondern findet zu einer „eigenen“ Beurteilung; da mögen Kurie und Papst sagen, was sie wollen. Mehrere Gründe kommen zusammen: Die Verhaltensvorschriften der katholischen Kirche haben mit der Lebenswirklichkeit nichts mehr zu tun; Dogmen sind unglaubwürdig, manche können nur mit Ironie betrachtet werden; institutionelle

Regeln (Zölibat, Frauen) sind aus der Zeit gefallen; der Rest der Glaubwürdigkeit ist in Skandalen zertrümmert worden. Man lebt voreheliche Sexualität; man lässt sich scheiden; man nimmt am Sonntagsgottesdienst selten oder nie teil; man geht nicht zur Beichte – aber dennoch fühlt man sich nicht als sündiger Christ oder schlechter Mensch. Gott hat sich für viele zu einer kosmischen Energie oder zu einer psychischen Ressource verdünnt. Jeder beansprucht seine je eigene Religiosität, die sich vermischen kann mit religiös-kulturellen Beständen aus anderen mythischen Systemen. Religion ist nicht nur Privatsache, sie ist zu einem spezifischen Accessoire der Individualität geworden.

Die von Rahner beschriebene Ausgangssituation ist auf den Kopf gestellt. Die normale Ausgangsposition ist heute nicht mehr die einer prägenden christlichen Sozialisation, sondern „Fremdheit“ zum Christentum. Nicht unbedingt eine feindselige Haltung; allenfalls sogar locker verknüpfte „Freundschaft“ mit einer Kirche, die ohnehin (im Fußvolk) alle Register zieht, um Bindungen nicht gänzlich zu verlieren. Aber situative Selbstverständlichkeit arbeitet einem „katholischen Milieu“ nicht mehr zu. Vielmehr ist der glaubensferne Zustand, das lockere Verhältnis zur Katholizität oder das Nichtverhältnis, normal. Rahners Ausgangspunkt ist die katholische Einbettung: „Ich begreife, dass man Gründe haben müsste, um sich zu wandeln in einer Weise, die gegen das Gesetz ist, nach dem man angetreten ist.“ Dieses Gesetz des Antretens ist in der Spätmoderne allerdings durch Glaubensdistanz, Glaubenslosigkeit oder Glaubensverdünnung gekennzeichnet. Dann wenden sich Rahners Argumente gegen ihn selbst: „Das vorgegebene Muster muss grundsätzlich bis zum Beweis des Gegenteils als das zu Übernehmende und zu Bewahrende erachtet werden, will der Mensch sich nicht selbst aufgeben.“ Das heißt aber nicht mehr Drinnensein, sondern: Draußensein. Glauben bedeutet einen (wenn man will existenziellen) „Sprung“, eine „Setzung“. Das gilt in beide Richtungen. Der Anstoß, dessen es bedürfte, um aus dem Glauben „herauszuspringen“, müsste nach Rahners Auffassung sehr kräftig ausfallen. Ihn habe seine Überzeugung gehalten, „dass das Ererbte und Überkommene nicht einfach durch die Leere der Alltäglichkeit, der geistigen Stumpfheit, der dumpfen lichtlosen Skepsis verzehrt werden dürfe“. Der Beweis für die Gegenposition müsste tief greifen, er müsste „der Würde und der Radikalität dessen entsprechen, was [er] bedrohen und verändern will“.

Die Unnötigkeit der Religion

In der „entzauberten Welt“ wird Religion nicht mehr benötigt. Wenn der Kühlschrank nicht mehr funktioniert, hegen wir nicht ernsthaft den Verdacht, dass ein Dämon schuld sein könnte. Wenn es eine Epidemie zu erklären gilt, geschieht dies nicht in Kategorien von Schuld, Sünde oder Prüfung. Wenn gegen die Evolutionstheorie die Aussagen der Bibel vorgebracht werden, wissen wir, dass ein paar Dummköpfe unterwegs sind. Verschiedene Dogmen der Kirche können wir kirchengeschichtlich und machtpolitisch rekonstruieren, sodass man sie nicht als himmlische Offenbarungen ansehen muss oder kann. In dieser Lage ist die Religion – wenn überhaupt – eine Sache für den Sonntagvormittag, für Heirat und Begräbnis. Ansonsten braucht der Säkularisierungsprozess keine übermäßig guten Argumente, für ihn arbeitet die „Wirklichkeit“. Die Menschen sind in differenzierten Verhaltenswelten unterwegs: Der Chirurg, der Straßenbahnfahrer und der Installateur brauchen in ihrer Arbeit keine Religion. Die Welt ist nicht mehr durchdrungen von religiösen Gefühlen, sogar das Essensgebet ist so gut wie ausgestorben. Die Religion ist an der Peripherie situiert, so wie der Sportclub oder der Gesangsverein.

Darin steckt ein Problem. Rahner würde auch Atheisten in ein weit und lose verstandenes Christentum einordnen, weil sie doch auch bei der Bekämpfung Gottes diesen anerkennen. Aber der massenhafte „Feind“ ist der Indifferente. Man hat es nicht mit Kirchenkämpfern zu tun, sondern mit Gleichgültigen, und diese sind keine Suchenden. Sie sind auch deshalb keine Suchenden, weil sie ohnehin durch andere Angebote auf dem ausgedehnten Markt der Sinnstiftungen fündig werden: bei buddhistischen, spirituellen, schamanistischen Traditionen; bei touristisch aufbereiteten Wellnessideen, die sich der Kräuter, der Wässer, der Öle, der Steine bedienen; bei den „Energien“, die durch den Körper fließen und sich mit dem Kosmos vereinen; und vielen anderen derartigen Lehren. Es ist das Zeitalter zahlreicher „Pop-Religionen“. Deshalb sprechen manche davon, dass die Entzauberung längst von einer Wiederverzauberung abgelöst worden ist, von einer Resakralisierung – aber nicht zurück zum Glauben, sondern zum Cherrypicking auf dem reichlich bestückten Markt der Sinnanbieter.

Der verfügbare Glaube

Der klassische Glaube gerät auf diesem Markt unter Druck. Er lässt sich gestalten, anpassen, anreichern. Der Glaube ist nicht mehr das „Unverfügbare“, wie es Rahner gesehen hat. Freilich sind die religiösen Bedürfnisse nicht geschwunden, doch die entsprechenden Sehnsüchte werden befriedigt durch Konsum und Entertainment, durch Wellness und Homöopathie. Es gibt eine Reihe von emotionell-moralischen Potenzialen, die heute als Quasi-Religionen betrachtet werden, weil sie als umfassende Antworten auf einen bestimmten Typus von Sehnsüchten funktionieren: die Nation, die Vernunft, seinerzeit die großen Ideologien wie Marxismus und Bolschewismus, die Natur. Vor allem kann man auf die Identitätsideologie verweisen, die man wohl als stärkste religiöse Kraft der Gegenwartsgesellschaft bezeichnen kann: die „Heiligung des Individuums“, das sich dergestalt endlich und endgültig an die Stelle Gottes setzen kann. Unter diesem Selbstpositionierungsanspruch will man es heute nicht mehr tun. Angesichts der im Vergleich mit dem Göttlichkeitsanspruch höchst begrenzten Beschaffenheit der Individuen scheidet man freilich mit diesem Vorhaben.

Karl Rahner war der Theologe des Zweiten Vatikanischen Konzils, das eine jahrzehntelange Sklerose der katholischen Kirche durchbrochen hat. Das ist allerdings sechzig Jahre her. Viele Sympathisant*innen meinen, es wäre an der Zeit für ein neues Konzil. Wie an unserer kleinen Milieuskizze (der Sozialisationsbedingungen mit ihren Folgewirkungen) gezeigt werden konnte, hat sich (trivialerweise) die Welt seitdem entscheidend verändert. Die Frage ist, was schneller verläuft: die Kenntnisnahme dieser Veränderungen durch die Kirche oder der endgültige Kollaps der Institution.

Manfred Prisching,
Universitätsprofessor am Institut für
Soziologie der Universität Graz.
Arbeitsschwerpunkte: Ideenge-
schichte, Zeitdiagnose, Kultursozio-
logie, Soziologie der Politik. Jüngs-
tes Buch: *Bluff-Menschen*, 2019.
Mitglied im Kuratorium der Katholi-
schen Hochschulgemeinde Graz.

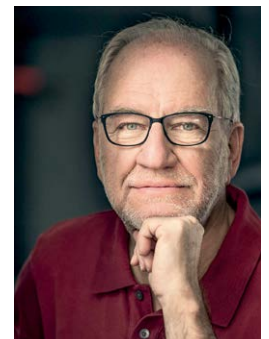


Foto: Jungwirth

Der Teufel im Dorf

Was geschieht, wenn Glaube verdunstet und mit ihm der Anspruch, als Christen in der Welt zu stehen und sie zu formen? Über Jahrhunderte prägten der Katholizismus und der Gegensatz zwischen Kirche und laizistischer Republik Frankreich. Doch die alten Gewissheiten schwinden.

Von Stefan Winkler

Geheimnisvoll leuchtet das Reliquienkästchen im Dunkeln. Es ist das Herzstück des Museums von Sens. Seine ursprüngliche Verwendung sei ungeklärt, erzählt der Aufseher. Für den Betrachter sind solche Fragen unerheblich. Seine Wirkung entfaltet das Kleinod durch die starre Anordnung seiner in Elfenbein geschnitzten Figuren. Es ist der ferne Spiegel einer Welt, in der jeder Mensch von Gott einen festen Platz zugewiesen bekam.

Vor dem Museum verstauen Marktleute ihre Ware und spannen die Schirme ab. Sonnenhungrige sitzen in den Gastgärten vor den Cafés. Eigenartig fremd mutet in dieser frühlingshaften Atmosphäre das hierarchische Weltbild der Menschen des Mittelalters an. Doch das Heute ist nicht weniger geordnet: Mit der Kathedrale, dem Wochenmarkt und dem Rathaus aus der Belle Époque, von dem die Trikolore weht, wirkt das burgundische Städtchen wie ein Abziehbild von *La France éternelle*, dem ewigen Frankreich, das seine mythische Kraft aus der Tiefe der Provinz bezieht.

Das Idyll ist brüchig. Unweit vom Zentrum verschanzt sich die Kassiererin einer Tankstelle hinter Gitterstäben. Im Vorjahr haben jugendliche Randalierer bei Ausschreitungen Autos in Brand gesteckt. Es waren nicht die ersten Krawalle in Sens. Längst ist der Straßenkampf der Pariser Banlieue in die Provinz vorgedrungen.

Mit seismografischem Gespür konnte man die Vorboten der Eruption schon Anfang der Neunzigerjahre erahnen. Damals unterrichtete ich ein Schuljahr lang an einem Gymnasium in Sens. An der Staatsspitze stand François Mitterrand, der sphinxhafte Sozialist, der das Land polarisierte. Auch durch das Lehrerkollegium zog sich ein tiefer Graben. Auf der einen Seite standen die Linken, die Gitanes qualmten und alle möglichen Streiks planteten. Auf der anderen hielten die Rechten trotzig das neogaullistische Banner hoch. Argwöhnisch belauerten beide Lager einander.

Und dann gab es in Sens noch eine dritte Gruppe, junge Vertragslehrer aus dem Maghreb und den ehemaligen Kolonien in Afrika, die – auf der Suche nach einer Festanstellung – von einer Schule zur nächsten tingelten, um am Ende verloren zwischen allen Stühlen zu landen. Mit einem von ihnen, Ignace aus Kamerun, freundete ich

mich an. Manchmal gingen wir am Abend zu Paul, einem Mathematikprofessor, der sein Heimweh nach Afrika in Wodka ertränkte, sich im Rausch Boxhandschuhe überstreifte und mir in einer Mischung aus Verzweiflung und Aggression gegen die Schultern drosch.

Gefühl des Niedergangs

Dreißig Jahre später kurve ich auf der Suche nach Pauls Wohnung durch Sens. Das Viertel, in dem er wohnte, war schon seinerzeit als Ghetto mit hoher Delinquenz verrufen und wirkt genauso trostlos, wie ich es in Erinnerung habe. Ein heruntergekommener Sozialbau reiht sich an den anderen. In die ehemalige Filiale der Banque Populaire ist ein muslimischer Fleischhauer eingezogen. Junge Männer in Lederjacken stehen vor dem Geschäft und mustern die Passanten. Es ist später Nachmittag. Vor der Stadt taucht die Sonne die sanft geschwungenen Hügel in ein fahles Licht. Auf der von Platanen gesäumten alten Route Nationale 5 nach Paris herrscht dichter Verkehr. Unweit von hier muss die Stelle liegen, an der vor 62 Jahren Albert Camus und sein Verleger Michel Gallimard bei einem Autounfall starben.

„Wie war es in Sens? Das war einmal eine sehr bürgerliche, stille Provinzstadt“, sagt Marcel Gauchet, der mich am Tag darauf in seinem Büro am Stammsitz des wohl berühmtesten französischen Verlags in Paris empfängt. Der Historiker und Philosoph war viele Jahre Chefredakteur der bei Gallimard herausgegebenen Zeitschrift *Le Débat* und hat jüngst ein Buch über das Scheitern Emmanuel Macrons veröffentlicht.

Entgegen seinen Ankündigungen habe der Präsident kein Mittel gegen das fatale Gefühl des Niedergangs gefunden, das weite Teile der Bevölkerung erfasst habe, sagt Gauchet. *Le malheur français*, das französische Übel, nennt der 76-Jährige diesen giftigen Cocktail aus Niedergeschlagenheit und zornigem Aufbegehren gegen die Eliten. „Macron besitzt politische Intuition. Er hat begriffen, dass das auf dem Gegensatz von rechts und links gründende politische System in Frankreich nicht mehr funktioniert.“ Doch Macron sei ein Mann des Status quo, der die Abwärtsspirale nur beschleunige, glaubt Gauchet.

Er ist nicht der einzige Intellektuelle in Sorge um Frankreichs Zukunft. In seinem Bestseller *L'Archipel français* zeichnete der Politikwissenschaftler Jérôme Fourquet zwei Jahre zuvor das Bild einer Nation, die als Ergebnis von Massenzuwanderung, rasanter Individualisierung und dem Verschwinden des Katholizismus als eine das Land strukturierende Kraft in unzählige Inseln mit unterschiedlichen Interessen und Identitäten zersplitterte.

Diese Entchristianisierung hatte Marcel Gauchet schon vor fast vierzig Jahren in seinem Buch *Die Entzauberung der Welt* diagnostiziert. Für Fourquet ist sie nun so gut wie abgeschlossen. Die Zahlen sind dramatisch: Gingen 1960 noch 35 Prozent der Franzosen zur Sonntagsmesse, sind es heute nur noch zwischen drei und fünf Prozent. Und schreibt sich der Klerikerschwund in der jetzigen Geschwindigkeit fort, gibt es in 25 Jahren im Land keine katholischen Priester mehr. Sie erleiden das Schicksal der einst zahllosen Marias. Ihr für Frankreich einmal so typischer Vorname ist so gut wie verschwunden. Was aber bedeutet die Auflösung der katholischen Matrix für ein Land, das sich einst stolz die älteste Tochter der Kirche nannte?

Eroberer in Mönchskutte

Im kleinen Dorf Solignac, 400 Kilometer südwestlich von Paris, haben auf Einladung des Ortsbischofs zehn traditionalistische Benediktinermönche aus Burgund die alte Abtei wiederbesiedelt, die während der Französischen Revolution aufgehoben worden war. Das führte zu antiklerikalen Protesten in der 1600 Seelen zählenden Gemeinde. Eine Handvoll laizistisch gesinnter Aktivisten stößt sich an der bloßen Präsenz des Priorats Saint-Joseph, das zu seinem Eigenbedarf auch eine zum Kloster gehörende Wiese beansprucht, die bisher der Allgemeinheit zugänglich war. Hässliche Worte fielen, primitive Karikaturen machten die Runde.

Noëlle Gilquin kann dem Kirchenhass nichts abgewinnen. „Ich bin engagierte Katholikin“, sagt sie. Nur zögerlich hat die 75-jährige ehemalige Schafzüchterin einem Treffen in ihrem alten Herrenhaus in den Hügeln oberhalb von Solignac zugestimmt. Zu sehr würden die Medien die Auseinandersetzung zum Kulturkampf um die laizistischen Werte der Republik stilisieren. Dabei habe er viel dramatischere Auswirkungen auf das religiöse Leben im Dorf. „Ich glaube von Herzen an die Kirche Christi, habe die Zeit vor dem Konzil erlebt und jene danach mit ihren Exzessen, als man zu vieles banalisierte. Aber diese Mönche kommen wie Eroberer!“

Für die kleine Pfarrgemeinde von Solignac ist die Ankunft der Ordensleute eine Zäsur. Obwohl die Abteikirche

mehr als 230 Jahre ihr spirituelles Zentrum war, ist für sie kein Platz mehr darin. Die Messe wird im vorkonziliaren Tridentinischen Ritus in lateinischer Sprache gefeiert. Und auch für das Adventkonzert, das sie viele Jahre lang veranstaltete, wird Madame Gilquin einen neuen Ort finden müssen. Die neuen Hausherren wünschen keine Entweihung des Gotteshauses. Noch bevor sie ankamen, hat der beliebte Pfarrer sein Amt niedergelegt und das Dorf verlassen. Sein Nachfolger wohnt nicht mehr im Ort. Dafür strömen jetzt Traditionalisten aus ganz Frankreich nach Solignac.

„Dieser Konflikt macht mich krank. Eine Kirche gibt einem Dorf so viel Kraft. Das war unsere Kirche. Das sind unsere Wurzeln“, sagt Noëlle Gilquin zum Abschied bitter. In ihrem Garten blühen die ersten Narzissen.

„Das Problem ist, dass der Bischof den Mönchen ein komplettes Projekt verkauft hat, das neben der Abtei die Pfarrkirche inkludiert, obwohl diese im Besitz der Gemeinde Solignac ist“, sagt Bürgermeister Alexandre Portheault. Erst in der Vorwoche habe man Heizungskosten in der Höhe von 1600 Euro beglichen. „Die Mönche können nicht so tun, als ob die Abteikirche nur ihnen gehört.“

Das Dorf bleibt gespalten. „Das ist viel Lärm um nichts“, sagt Pascal Meynard, der die Bar in der Ortsmitte betreibt und sich von den Mönchen eine ökonomische Belebung erhofft.

Und die Mönche selbst? Ihr Prior Benoît Joseph will offiziell nichts mehr zur Auseinandersetzung sagen. Man fühlt sich missverstanden. Letztlich gehe es um die Wahrheit, eine Wahrheit, zu deren Verteidigung der Pater allerdings sehr schnell mit dem Teufel bei der Hand ist. Aber vielleicht ist das eine der Folgen, wenn Religionen verschwinden: Ihr Feuer verlischt. Zurück bleiben einzelne Glutnester und die scharfgezackten schlackeartigen Verkrustungen eines Glaubens, der einst die Menschen beseelte, in ihnen pochte und lebte.

Dieser Text erscheint mit freundlicher Genehmigung der *Kleinen Zeitung*, wo er am 8. April 2022 zuerst publiziert wurde.

Stefan Winkler,
geb. 1970, Studium der romanischen Sprachen. Seit 1996 bei der *Kleinen Zeitung* in Graz, Wien und als Europakorrespondent von 2007–2012 in Brüssel. Danach zehn Jahre lang Leiter des außenpolitischen Ressorts. Seit 2022 Mitglied der Chefredaktion der *Kleinen Zeitung*.



Foto: privat

Heinz Schnuderl schreibt

Worte des Hochschulseelsorgers Schnuderl in *Denken+Glauben*

„Das Christentum hat in unserer pluralistischen Gesellschaft weitgehend seine integrative Funktion verloren; auch in Österreich kann kaum mehr von einer ‚christlichen Gesellschaft‘ [...] gesprochen werden. Obwohl die diesbezüglichen Thesen über die umfassende Säkularisierung unserer Gesellschaft etwa nach den Erfahrungen beim österreichischen Katholikentag 1983 einiger Revisionen bedürfen, gilt, daß neue Wege der Tradierung des Glaubens gesucht werden müssen, weil wir uns nicht mehr darauf verlassen dürfen, daß die Wahrheiten des Glaubens und der Weg christlichen Lebens mehr oder minder automatisch durch Brauchtum und Kultur vermittelt werden. Gerne verweist man – als Gegenargument? – auf viele Phänomene neuer Religiosität in unseren Gesellschaften, eine genauere Analyse drängt jedoch zur Unterscheidung der Geister. Nicht alles, was sich hierzulande als religiöse Erfahrung ausgibt, ist selbstverständlich und im voraus als christlich zu qualifizieren bzw. dient schon eo ipso dem Heil des Menschen.“

(Nr. 18, Oktober 1985)

„Zum Selbstverständnis der Katholischen Hochschulgemeinden – zumindest in Österreich – hat es immer gehört, dass man sich in ihnen um einen ‚diasporareichen‘ Glauben bemüht, bereit ist, Rede und Antwort zu stehen, zu argumentieren. [...] In der Hochschulgemeinde müßte man eine Kultur der Diskussion, des Disputs, der Argumentation einüben, in ihr müßte ein ‚Klima des Dialogs‘ gepflegt werden.“

(Nr. 30, Oktober 1987)

„Das Engagement für die ‚Bewahrung der Schöpfung‘ erfährt durch die Enzyklika [*Sollicitudo rei socialis*, 1988] Unterstützung und Klärung der theoretischen Grundlagen. Die ganze Enzyklika könnte als Aufforderung verstanden werden, sich entschlossen einem Prozeß zuzuwenden, dem es um ‚Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung‘ im Weltmaßstab geht.“

(Nr. 35, Juni 1988)

„Der Boden, aus dem geistliche Berufe wachsen können, muß bereitet und gepflegt werden. Wer ständig umpflügt, darf sich nicht wundern, wenn nichts gedeiht.“

(Nr. 87, März 1997)

„Das Grazer Afro-Asiatische Institut wurde während des Zweiten Vatikanischen Konzils errichtet und verdankt sein Entstehen sicher nicht zuletzt diesem globalen Lernprozeß und kirchlichen Aufbruch, in dem sich die Kirche dessen bewußt wurde, daß sie ihre Sendung und ihren Anspruch der Katholizität gerade jetzt erst richtig einholen kann und muß. Der Konzilstheologe P. Karl Rahner SJ hat damals die Gegenwartssituation, die auch zu den Zeichen der Zeit, die die Kirche richtig zu deuten habe, gehört, als die einer zunehmend einwandernden Menschheitsgeschichte beschrieben. Jedem wird das bewußt, wenn er einen Blick in die Massenmedien tut: In kürzester Zeit werden die Weltprobleme und politischen Vorgänge in anderen Kontinenten frei Haus geliefert. [...] Das AAI als ‚Heimat auf Zeit‘ für Studenten aus Afrika, Asien und Lateinamerika, als Informationszentrum und Bildungshaus für Entwicklungsfragen mit mannigfachen Kulturangeboten [...] und als Stätte der Begegnung – der Umbau der vergangenen Monate sollte vor allem diese Dimension besser ermöglichen helfen – zwischen In- und Ausländern ist für die Kirche in unserem Land eine dauernde Einladung, Katholizität konkret zu leben.“

(Nr. 13, November 1984)

„In Christi Menschwerdung hat eine neue Weise des Daseins Gottes in der menschlichen Geschichte angefangen. Jesus Christus ist das Sakrament, das den Glauben anfordernde und wirkmächtige Zeichen Gottes in der Welt. In den Menschen, die an ihn glauben und die sich in seinem Namen versammeln, ist Christus mitten unter uns. Christus gibt sich, wo sein Wort verkündigt wird, und in den Sakramenten; er begegnet in den Armen, klopft an durch die Hungrigen, lässt sich finden in den Kranken und Gefangenen ...“

(Nr. 7, November 1983)

„Die Provokation christlicher Hoffnung soll laut werden in einer Gesellschaft, die – wie es die Synode der deutschen Bistümer formuliert hat (Anm.: Würzburger Synode 1971) – sich ‚immer mehr als reine Bedürfnisgesellschaft, als Netz von Bedürfnissen und deren Befriedigung‘ versteht.“

(Nr. 1, Jänner 1983)

„Was begründet den inneren Zusammenhalt einer Universität? Ist Universität mehr als eine zufällige Verwaltungseinheit? Kann sie überhaupt angesichts der fortschreitenden Spezialisierung noch eine Einheit darstellen? [...] John Henry Newman hat als Kennzeichen von Angehörigen einer Universität eine philosophische Geisteshaltung gefordert. Josef Pieper stellt – aus der gleichen Tradition schöpfend – die Gleichung auf: ‚akademisch = philosophisch‘. In seinen Vorlesungen ‚Vom Wesen der Universität‘ hat Newman 1852 die These entfaltet, daß alles Wissen und alle Wissenschaft eine Einheit ist, und daß jede einzelne Abteilung vollständig nur in Beziehung zu den anderen studiert werden kann.“

(Nr. 15, März 1985)

„Kirche lebt an der Universität nicht vorerst durch Institutionen, sondern vor allem durch die Christen, die an ihr studieren, forschen und lehren, den Dialog suchen, der Konfrontation von Wissenschaft und Glaube, Kirche und Gesellschaft, katholischer Kirche und anderen christlichen Kirchen, Christentum und nichtchristlichen Religionen, Anspruch der Tradition und Erfordernissen von Gegenwart und Zukunft nicht ausweichen. Die Gemeinde solcher Christen ist – nach Paulus – ein ‚Brief Christi, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes‘ (2 Kor 3,3). Das Christentum hat mit dem Wort zu tun. ‚Der Glaube kommt vom Hören‘ – also muß auch jemand sprechen, Rechenschaft geben von der Hoffnung, aus der er lebt.“

(Nr. 1, Oktober 1982)

„Das Wort ‚Hoffnung‘ mag in den letzten Jahren schon strapaziert worden sein. Der Hoffnung geht es nicht anders wie den Grundworten Glaube und Liebe. Gerade deshalb muss diesem Wort immer neu Sinn gegeben werden. [...] Wir leben zunächst auf eigene Hoffnung (Reiner Kunze), unverwechselbar mit unserer eigenen Lebensgeschichte, unseren eigenen Ängsten und Wünschen. Doch schon diese Ängste und Wünsche ausdrücken zu können, ist ein Geschenk anderer: unserer Eltern zunächst, bis hin zu Literaten und Theologen, die uns eine Sprache lehren, in der Sorge und Glück nicht stumm bleiben müssen [...]. In seiner Ansprache an die Vertreter des Laienapostolates hat Papst Johannes Paul II. im Wiener Stephansdom auf die Möglichkeit und Verpflichtung hingewiesen, den Glauben auch durch das Wort zu bezeugen: ‚Mit dem Evangelisten Johannes bekennen wir, daß in Jesus von

Nazareth das göttliche Wort Mensch geworden ist (vgl. Joh 1,14). Gott ist Wahrheit; und es ist uns geschenkt, diese Wahrheit mitten in unserem Menschsein zu vernehmen, sie nachzusprechen, sie zu verkündigen, und dies in unseren Sprachen, mit unseren menschlichen Worten und Sätzen. Dies entspricht auch der Natur des Menschen, der die königliche Gabe seines Verstandes besitzt, um zu hören, zu bedenken und anzunehmen.‘ Die Inkarnation des Wortes ist in gewissem Sinn unabgeschlossen: Sie ereignet sich, wo Glaubende inmitten der Lebensbedingungen, der Nöte, Hoffnungen und geistigen Auseinandersetzungen ihrer Zeit und bereit zum Dialog ihren Glauben bekennen.“

(Nr. 6, Oktober 1983)

„Die Kirche in Österreich versteht ihre Katholischen Studentenhäuser seit jeher als ‚soziale Einrichtungen im weiteren Sinn‘: als ‚Zentren der Glaubensverkündigung und umfassenden Bildungs- und Sozialarbeit‘ (Beschluss des Österr. Synodalen Vorgangs 1974), als Einheit von Bildungszentrum, Wohnbereich für Studenten, Kommunikationszentrum mit Gottesdiensträumen, Bibliothek, Studierräumen, Musikzimmern. Die dabei erzielte bauliche Integration ist als Folge der Grundkonzeption ‚Katholische Hochschulgemeinde‘ zu verstehen.“

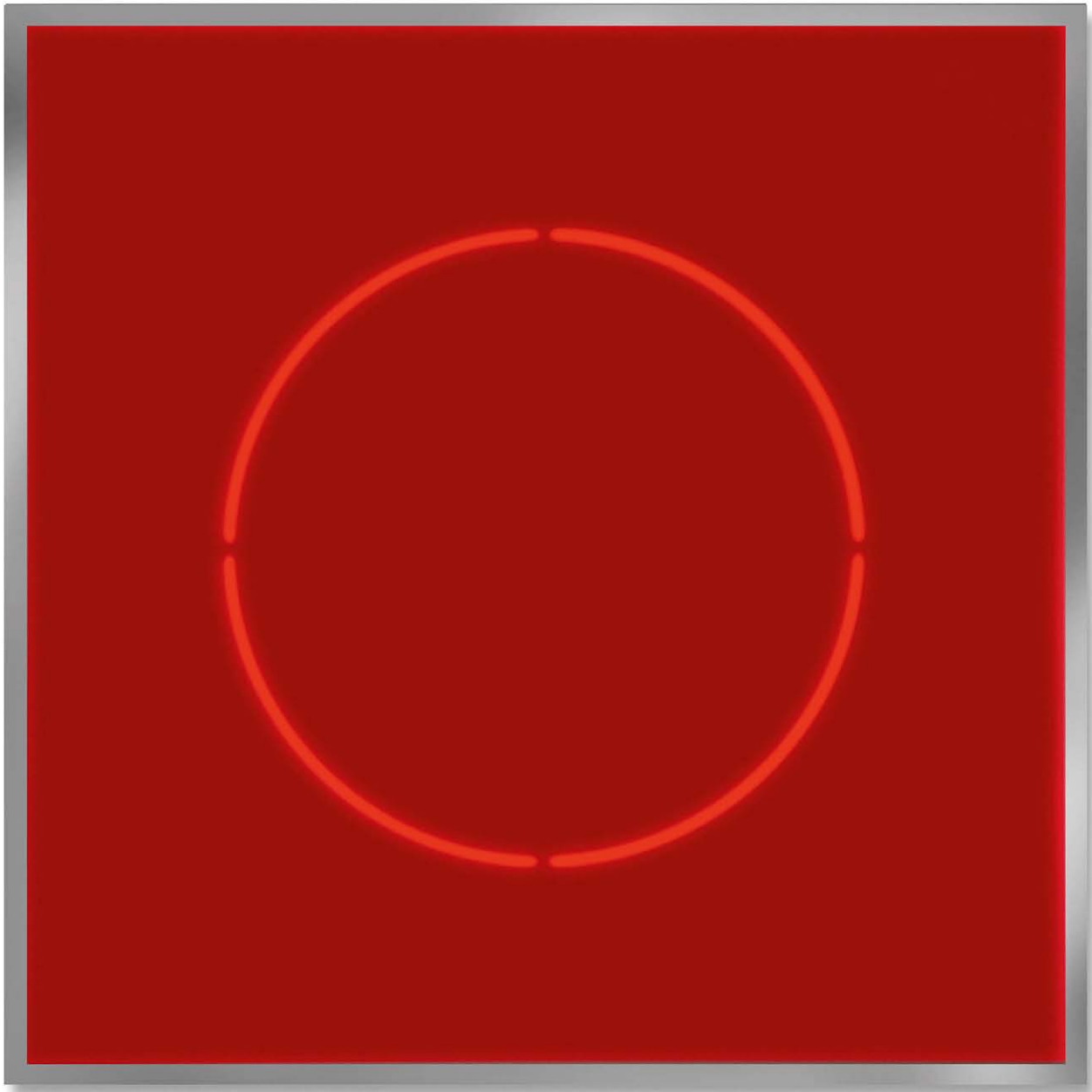
(Nr. 3, März 1984)

„Die verschiedenen Veranstaltungen, die der Ereignisse des Jahres 1934 gedenken, haben viele Österreicher mit der schwierigsten Art von Geschichtsbewältigung konfrontiert, nämlich mit jener der deutlich in unsere Gegenwart hereinreichenden Vergangenheit. Für die heutige Studentengeneration sind die Ereignisse vor 50 Jahren nur mehr erzählte Erfahrungen aus einem Kapitel österreichischer Geschichte, das für sie schwer vorstellbar ist, und doch ist es das Leben ihrer Eltern und Großeltern, das in diese Geschichte hineinverwoben wurde. So gesehen bietet das Gedenken an diese furchtbaren Ereignisse auch die Chance, erneut unser Leben als geschichtlich zu begreifen.“

(Nr. 4, Mai 1984)

„Die Fastenzeit als Zeit der Umkehr müßte im christlichen Sinn sowohl zu einem neuen Leben mit Gott als auch – untrennbar damit verbunden und daraus folgend – zu einer Hinwendung zum konkreten Menschen führen.“

(Nr. 3, März 1984)



Hellmut Bruch, Virtuelles Plus, 2019. Rotes fluoreszierendes Acrylglas, 50 x 50 x 0,3 cm.
© Bildrecht Wien 2021

Von Daniel Pachner

„Die Sprache ist Geste“, schrieb einst der französische Philosoph Maurice Merleau-Ponty und brachte damit einen besonderen Aspekt von Sprache zum Ausdruck. Sie erschöpft sich nie in „reinen Bedeutungen“ – eine Sprache sprechen, so Merleau-Ponty, heißt immer auch, verweisend und vermittelnd tätig zu sein und über isolierte Wörter, wie sie in einem Wörterbuch etwa begegnen würden, hinauszugehen. „Sprechende Sprache“ nannte er das im Gegensatz zur sich auf feste Begrifflichkeiten verlassenden „gesprochenen Sprache“. Eine sprechende Sprache: Das ist eine Sprache, die schöpferisch unterwegs ist, die sich nicht auf bloßes Wiederholen alter Worte beschränkt, sondern ihnen neues Leben einzuhauchen vermag, weil sie selbst lebendig ist und mitten im Leben geschieht. Und erst auf dieser Ebene ist eine echte Begegnung mit anderen möglich, mit Menschen und ihren Perspektiven und Gedanken, die ihrem konkreten Leben selbst entspringen, das seinen Ausdruck in *dem* Medium schlechthin, der Sprache, sucht. Als Geste verweist die Sprache auf etwas; bei Merleau-Ponty ist dies nicht gerade wenig. Denn was sie meint und worauf sie verweist, ist „eine Welt“.

Ob man nun von der Glaubensvermittlung spricht, der Vermittlung eines Denkens oder von Perspektiven: Die Sprache ist entscheidend. Denn ihr Stil und ihre Eigenart sind es ebenso wie die konkreten Worte, die die Gestalt der vermittelten Welt bestimmt. Sich darüber Gedanken zu machen, welche Art und Weise von Sprache man spricht, tut nicht nur einer jeden und einem jeden Einzelnen hin und wieder gut – ein solches Nachdenken ist für eine Zeitschrift wie *Denken+Glauben* essenziell.

In der Arbeit an dieser besonderen Ausgabe wurde mir immer mehr bewusst, mit welcher Offenheit, Vielfalt und Reflektiertheit über Jahrzehnte in dieser Zeitschrift auf die Welt zugegangen wurde und wie sich zugleich ihre Themen, ihre Gestalt und ihr Stil immer wieder dabei gewandelt haben. Man ließ sich von der Welt und den Menschen, die in ihr leben, berühren und transformieren, sich mitunter auch andere Weisen des Sprechens geben. Man täte *Denken+Glauben* unrecht, würde man diese Zeitschrift als ein bloßes Sprach-Rohr der Katholischen Hochschulgemeinde Graz verstehen. Denn sie war immer auch der Versuch einer Kommunikation mit der Gegenwart, des Findens eines gemeinsamen Grundes, auf dem Verständigung und Austausch erst wirklich möglich sind – wie ja auch die KHG als Ganzes selbst.

Hat sich auch vieles verändert, so ist eines geblieben: der Name *Denken+Glauben* selbst. Die Überkreuzung zweier Grundvollzüge des Menschen war nicht nur immer wieder Inhalt, sondern bestimmte auch Stil und Stimmung. So deutet der Name selbst einen Gestus des Sprechens an, der nicht immer harmonisch ist und es auch nicht unbedingt sein muss. Denn es liegt im Wesen eines authentischen Sprechens von Denken und von Glauben, dass dabei Horizonte – und mitunter Gräben – aufgespannt werden, die das eine wie das andere herausfordern. Überkreuzung heißt aber nicht nur Konflikt, sondern auch die Ermöglichung einer Sprache, die eine gegenseitige Verwandlung zulässt. Im Medium *Denken+Glauben* liegt dieses Potenzial – das eines gemeinsamen Grundes und einer Kommunikation bestimmter Formen des Denkens und bestimmter Formen des Glaubens, die selbst wieder Vollzüge lebendiger, aus unterschiedlichen Welten kommender und in andere Welten sprechender Menschen sind. In *Denken+Glauben* hat dieses Sprechen Platz.

Auch wenn ich Heinrich Schnuderl zur Zeit der Verfassung dieses Beitrags persönlich noch nicht kenne: Vieles, was *Denken+Glauben* ausmacht – Offenheit, Reflektiertheit, ein Auge für die Gegenwart und nicht zuletzt für den Menschen –, scheint auch ihn auszumachen. In den Erzählungen, die ich hören und lesen durfte, spiegelt sich der Wille zum schöpferischen und tätigen Denken und Glauben wider, der *Denken+Glauben* ausmachte und auch in Zukunft ausmachen möge. Eine schöpferisch und kreativ sprechende Sprache, eine Sprache als einladende und zur Gemeinschaft bereite Geste möge die Zeitschrift auch in Zukunft bestimmen. Wenn wir offenbleiben für unsere Zeit, dafür, was es heißt, in ihr zu leben, und für das sinnstiftende und welteröffnende Potenzial von Denken, Glauben und nicht zuletzt von Sprache – dann fürchte ich um diese Zukunft nicht.

Daniel Pachner, geb. 1991 in Bruck/Mur, studierte Katholische Fachtheologie in Graz. Aktuell wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Graz im Rahmen eines DOC-Stipendiums der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Ab Oktober 2023 Bildungsreferent und Chefredakteur von *Denken+Glauben*.



Foto: Radlinger

Den Menschen als Ganzes sehen

Eine *Conditio sine qua non* für die Pädagog*innenbildung

Von Andrea Seel

Pädagog*innen begleiten Menschen jeden Alters in ihrer Entwicklung – man könnte sagen in ihrer Menschwerdung. Was von Kindesbeinen an in jedem Menschen grundgelegt ist, wird durch die Interaktion mit der dinglichen, sozialen, personalen Umwelt beeinflusst und kann dazu beitragen, dass Anlagen zur Entfaltung gelangen, Fertigkeiten und Fähigkeiten ausgebaut werden, Neigungen und Talente entdeckt und geweckt werden. Somit geht es vor allem um die Begleitung der Entwicklungsaufgaben, die jedes Baby, jedes Kind, jede*r Jugendliche, jede*r Erwachsene in seinem/ihrem eigenen Tempo zu bewältigen hat. Der Psychoanalytiker Erik H. Erikson beschreibt diese Aufgaben über den Verlauf der Lebensspanne aus sozialpsychologischer Sicht: Urvertrauen aufbauen, Autonomie erlangen, Werksinn und Initiative entwickeln und dadurch Identität aufbauen, um sich den Entwicklungsaufgaben des Erwachsenenalters stellen zu können – der Intimität und Solidarität sowie der Generativität. Gelingende Entwicklungsschritte in der Kindheit und Jugend ermöglichen dem Menschen den Platz in der Gemeinschaft, in der Gesellschaft, in der Welt zu finden und diesen entsprechend der sich verändernden Lebenssituationen immer wieder neu zu suchen.

Wachstum in der Vielfältigkeit

An der Privaten Pädagogischen Hochschule Augustinum (PPH Augustinum) erfolgt die Bildung von Lehrer*innen und Pädagog*innen auf Basis eines christlichen Welt- und Menschenbildes, nach aktuellen wissenschaftlichen Standards und in einem lebendigen Diskurs zwischen Pädagogik, Theologie und weiteren relevanten Fachwissenschaften. Die pädagogische Ausrichtung der PPH Augustinum lässt sich als innovativ, wertebewusst, subjektorientiert, ganzheitlich und weltoffen charakterisieren. Gemäß dem Leitmotiv *Der Mensch in der Mitte* wird das Ziel verfolgt, das Kind bzw. den Jugendlichen und seine Lernprozesse zum Ausgangspunkt pädagogischer Bemühungen zu machen und Studierende für einen diversitätssensiblen und pluralitätsbefähigenden Unterricht auszubilden.

Als Pädagogische Hochschule öffnen wir jungen Menschen die Türen für ein Berufsbild, welches vielerorts als herausfordernd diskutiert wird. Noch häufiger aber wird eine „Berufung“ dazu erwartet, gewünscht oder vielmehr vorausgesetzt. Der Grundbaustein einer „Berufung“ ist

das Erfüllt-Sein des ganzen Menschen für die Aufgaben, die ihm gestellt werden. Dazu bedarf es nicht nur einer Leidenschaft, eines inneren „Hinzugezogen-Fühlens“, sondern ganz wesentlich einer ganzheitlichen fachlichen sowie personalen Auseinandersetzung, um die „Erkenntnisse der Wissenschaft als auch die Kunst des Lehrens und Lernens“ voranzutreiben, wie der Bildungsreformer Dennis Shirley betont. Mit Kindern zu arbeiten, ist emotional, kognitiv, aber auch physisch fordernd. Lehrer*innenbildung agiert also immer in einem kommunizierenden Raum mit verschiedenen jungen Persönlichkeiten im institutionellen Rahmen Schule, welche tagtäglich ein Haus des Lernens für *alle* sein soll.

Verantwortung übernehmen dürfen, Herausforderungen kennenlernen, an die eigenen Grenzen stoßen, Selbstwirksamkeitserfahrungen machen, diverse Meinungen und Wertvorstellungen diskutieren, kreative Gestaltungsräume vorfinden gelten als wesentliche Qualitätskriterien einer „guten Schule“. Nicht der Gleichschritt prägt positiv, sondern das eigenständige Individuum wächst durch Erfahrungen in einer heterogenen Gemeinschaft zur Persönlichkeit heran – ein Zugang, den der deutsche Reformpädagoge Peter Petersen schon 1927 formuliert hat. Um diesen Persönlichkeiten von Kindern wie von Studierenden in allen Lernprozessen ein angemessenes Leistungserlebnis zukommen zu lassen, muss der Leistungsbegriff ebenso ganzheitlich und individuell definiert werden. Jeder Mensch will etwas leisten, auf seinem Niveau und innerhalb seiner Möglichkeiten. Diese positiven Wahrnehmungen können nur durch prozesshaftes Tun und Reflektieren ermöglicht werden, durch empathische Rückmeldungen vonseiten der Lehrkraft, um Unterstützungsangebote für eine Zielerreichung bereitzustellen. Dazu muss jedes Kind ganzheitlich wahrgenommen werden: sozial, intellektuell und emotional. Dieser anspruchsvolle Kompetenzfächer wird wiederum den Lehramtsstudierenden durch theoretische als auch praktische Auseinandersetzungen während des Studiums nahegebracht.

Ganzheitlichkeit – nicht ohne Kunst und Religion

Unter dem Aspekt der Förderung physischer, intellektueller, motivationaler und kreativer Fähigkeiten betrachtet die PPH Augustinum insbesondere auch

die Befassung mit Kunst und Kultur als wesentliches Element im Professionalisierungsprozess angehender Lehrer*innen und Pädagog*innen. So bestätigt die moderne Kreativitäts- und Hirnforschung, was Pestalozzi schon als Einheit von Kopf, Hand, Herz erkannte: Bildung entsteht am nachhaltigsten dort, wo rationale Prozesse unter Einbeziehung des ganzen Körpers und dessen emotionaler Komponenten ablaufen. Künstlerisches Lernen ist körperlich verankert. Es geht über die Haut und alle Sinne und bahnt einen Weg vom *Angreifen* zum *Begreifen*.

In der Kunstpädagogik geht es nicht darum, starren Denkmustern zu folgen, sondern um die Chance, tätig zu werden und Erfahrungen zu machen, die man sonst nicht gemacht hätte. Sie hat großes Vergnügen daran, das Neue und Wesentliche beim anderen herauszulocken. Künstlerische Betätigung bietet Reibungsflächen, um sich zu spüren, sich an einem Thema abzuarbeiten und über sich selbst hinauszuwachsen. Freiräume zum kritischen Hinterfragen werden geschaffen und innovative Kräfte freigesetzt. Insofern sind Kunst und Kultur wesentliche Bestandteile der menschlichen Existenz. Sie tragen zur Persönlichkeitsentwicklung bei, ermöglichen uns vertiefte Einblicke in die Zusammenhänge des Lebens und garantieren, wie schon Nikolaus Harnoncourt in seiner Festrede bei den Salzburger Festspielen 1995 betonte, unser Mensch-Sein.

Nicht zuletzt nimmt ganzheitliche Bildung Kinder und Jugendliche auch in ihrer religiösen Dimension wahr und ernst. Anthropologisch-bildungstheoretisch ist, wie Ulrich Kropač schreibt, davon auszugehen, „dass Religion bzw. Religiosität ebenso eine Grundkonstituente menschlichen Seins ist, wie das beispielsweise für Sozialität oder Sprachfähigkeit zutrifft“. Nach Baumert wird Religion als eigene Form der Weltbegegnung und Rationalität verstanden. Demzufolge eröffnen unterschiedliche Rationalitätsformen „jeweils eigene Horizonte des

Weltverstehens, die für Bildung grundlegend und nicht wechselseitig austauschbar sind“. Jede hat ihre Fragestellungen, ihre Sprache und Methode, die im Sinne einer ganzheitlichen Bildung reflektiert und erlernt werden muss. Als ganzheitlich gebildet kann der Mensch also nur dann betrachtet werden, wenn er sich auch mit religiösen Fragen auseinandersetzen kann.

Religiöse Bildung, auch in der Lehrer*innenbildung und im Religionsunterricht, greift die Fragen nach dem Woher, Wohin und Wozu, also Fragen „konstitutiver Rationalität“, die sich den Schüler*innen mitten im Leben stellen, auf und bringt sie ins Gespräch mit dem Reservoir der großen jüdisch-christlichen Tradition. Ein solches Gespräch rezipiert laut Rudolf Englert nicht nur theologisch konsensfähiges Wissen, sondern produziert auch mögliche Antworten im Sinne individueller theologischer Konstrukte. Dabei geht es um die großen Fragen des Menschseins und der Menschheit, „die Fragen nach Glück und Leid, Liebe und Ablehnung, Gelingen und Scheitern, Werden und Vergehen, Endlichkeit und Unendlichkeit, Kontingenz und Sinn“ (Ulrich Kropač). Es geht, so der Theologe Norbert Mette, um „die Wirklichkeit als Ganze, um die Geheimnisse des Lebens und der letzten Wirklichkeit“. Deshalb kann religiöse Bildung so faszinierend und spannend sein und braucht ihren festen Platz in der Bildungslandschaft. Denn den Menschen als Ganzes zu sehen heißt auch, ihm die Möglichkeit zu geben, die Wirklichkeit als Ganze sehen zu können.



Andrea Seel,
geb. 1962 in Linz,
Rektorin der PPH Augustinum.

Foto: Moser

*Koautor*innen dieses Beitrags:*

Susanne Herker, geb. 1959 in Graz, Leiterin des Instituts für Primarstufe, Elementarpädagogik & Inklusion der PPH Augustinum. **Luise Hollerer**, geb. 1958 in Müzzuschlag, Lehre und Forschung an der PPH Augustinum im Kompetenzzentrum Kindliche Entwicklung & Elementare Bildung. **Hans Neuhold**, geb. 1955 in Eggersdorf, war Leiter des Institutes für Religionspädagogik & Interreligiösen Dialog der PPH Augustinum. **Franziska Pirstinger**, geb. 1965 in Weiz, Leiterin des Kompetenzzentrums Kunst, Kultur & Kreativität an der PPH Augustinum.

Singen und Musizieren in der Liturgie

Persönliche Gedanken aus der Grazer Domgemeinde
Von Ulrike Praßl

Ein „Gast“-Priester steht heute der Eucharistiefeyer vor, und nach dem gemeinsam gesungenen Eröffnungslied entbietet er mit voller, sonorer und überzeugender Stimme den liturgischen Eingangsgruß: *Der Herr sei mit Euch*. Überrascht – er ist anderes gewohnt – reagiert der kleine sechsjährige Ministrant: Er richtet sich zu voller Größe auf und versucht begeistert, alle Kapazität seiner Kinderstimme einzusetzen, um die Antwort auf diese Einladung mit voller Kraft und stimmlich möglichst adäquat singen zu können. Die so herzerfrischend zu erlebende Körpersprache der beiden lässt die Gemeinde schmunzeln und lautstark einstimmen.

Was ist passiert? – Die Stimmung stimmt für diese „Dankesfeier“, und die Menschen sind schon zu Beginn dankbar für die kraftvolle – und damit Kraft spendende – Einladung, für das Gefühl, willkommen zu sein. Schon im Eröffnungsdiallog wird hier – noch unterstützt durch die Ikonographie des Kreuzzeichens – die Verbindung von vertikalem und horizontalem Geschehen zwischen Gott und den Menschen ermöglicht, durch Gastfreundschaft entsteht *koinonia* – Gemeinschaft durch Teilhabe.

Vor nun bald 60 Jahren wurde die Liturgiekonstitution des 2. Vatikanums *Sacrosanctum concilium* (SC) verabschiedet. Darin ist zu lesen: „Die Mutter Kirche wünscht sehr, alle Gläubigen möchten zu der vollen, bewussten und tätigen Teilnahme an den liturgischen Feiern geführt werden, wie sie das Wesen der Liturgie selbst verlangt“ (SC 14) und „so richtet die Kirche ihre ganze Sorge darauf, dass die Christen diesem Geheimnis des Glaubens nicht wie Außenstehende und stumme Zuschauer beiwohnen“ (SC 48).

Doch bis heute wird um eine sinnvolle Form der *actuosa participatio* – der *tätigen und aktiven Teilnahme* – der Mitfeiernden gerungen. Die Gefahr des banalen Aktivismus steht immer wieder im Raum. Viel Wissen und eine gewisse Weite könn(t)en zu einer optimalen Balance im vielfältigen und kreativen Umgang mit neuen musikalischen und liturgischen Formen führen. (Bis hin zu in der jeweiligen Situation stimmigem spontanen Anstimmen von – für die Gemeinde nicht ausgewiesenen und einfach nachzusingenden – Gesängen, z. B. der von Heinz Schnuderl aus der Wiener KHG überlieferte Kyrieruf,



Kyri — e e - le - i - son
Chri - ste e - le - i - son

der immer wieder zur kräftigen Zustimmung durch die Domgemeinde einlädt.)

Liturgie und Musik – eine *communio*

„Wir glauben nicht allein. Wie kann der Gedanke der Gemeinschaft heute eingespielt werden?“, fragte jüngst in einem Interview die in Rom an der Hochschule Sant’Anselmo lehrende Theologin Isabella Bruckner. Eine von vielen Antworten auf diese Frage ist das starke Gemeinschaftserlebnis, das im Miteinandersingen und Hören von Musik – nicht nur in der Liturgie – erfahren werden kann.

Wie in der Eingangsszene geschildert (für die etwaige Nähe zu bekannten Personen gilt keine Unschuldsvormutung), trägt der Vorsteher oder die Vorsteherin der jeweiligen Liturgie einen großen Teil der Verantwortung für das Gelingen einer pastoralen Begegnung im gemeinschaftlichen Feiern. Wie gut ist es, wenn er/sie musikalisch ist und singen kann und dadurch zum Singen einlädt. Wie oft hat Philipp Harnoncourt in seinen Lehrveranstaltungen und Vorträgen eindringlichst von der Notwendigkeit des dialogischen Geschehens in der Liturgie gesprochen! – Und das stete Bemühen um diese Notwendigkeit gilt auch heute für alle, die einem Gottesdienst vorstehen oder andere liturgische Rollen übernehmen, gerade für die – Gott sei Dank wachsende – Vielfalt liturgischer Formen. Bedingt durch die abnehmende Verfügbarkeit von Priestern entstehen nämlich vielerorts „neue“ Gottesdienstformen: Wort-Gottes-Feiern, Vespere, Abendlob, Andachten und mehr zeigen deutlicher als die Eucharistiefeyer auf, dass die ganze Gemeinde die Liturgie zu tragen hat. In der und durch die Vielfalt der übernommenen liturgischen Rollen entsteht Stärkung auf vielen Ebenen. Nur wenn die Feier der Liturgie als wahre Begegnung zwischen Gott und den Menschen und dadurch zur Begegnung der Mitfeiernden untereinander wird, kann sie zur vom Konzil erwünschten *Quelle, aus der all ihre Kraft strömt* (SC 10) werden – für das Volk Gottes auf dem Weg. Gerade in den diversen

Formen der Tagzeitenliturgie werden Musik und gemeinsames Singen noch deutlicher (als leider in mancher Messe) zum „Leib und nicht mehr bloßem Kleid“ der Liturgie. (Das Original dieses von Philipp Harnoncourt immer wieder zitierten Satzes ist für mich leider nicht auffindbar. Aber für die erneuerte Liturgie wird in SC 112 klargestellt, dass „der mit dem Wort verbundene gottesdienstliche Gesang einen notwendigen und integrierenden Bestandteil der feierlichen Liturgie ausmacht.“) Die soziologische und soziale Bedeutung und heilsame Wirkung vom gemeinsamen Singen im Gebet wird hier noch intensiver erfahrbar.

Wie wohltuend, erhellend und intensivierend ist es für alle, wenn dann noch in einer „wirklichen“ Homilie der Text eines mit Bedacht ausgewählten Propriumsgesanges (z.B. des Eröffnungsliedes, des das Festgeheimnis beschreibenden Hymnus oder eines bestimmten Psalms) aufgegriffen wird. Dadurch wird nicht nur ein sinnstiftendes Erschließen der liturgischen Texte der jeweiligen Feier ermöglicht und durch *Relecture* verstärkt, sondern gleichzeitig passiert (wie mir scheint, immer notwendiger werdende) theologische, liturgische, die Kirchenjahreszeit erklärende, manchmal kulturhistorische, gesellschaftspolitische Bildung auf unaufdringliche Weise. Als diesbezüglich verwöhntes Mitglied der Grazer Domgemeinde verweise ich auf viele solche Beispiele in Heinrich Schnuderls Predigtsammlung.

Qualitätvolle Begegnung

„Wenn es um Liturgie geht, zählt zunächst einfach Qualität, ob in der musikalischen oder textlichen Gestaltung. Schönheit ist außerdem nicht ablösbar von Intelligenz, ebenso wenig wie von den realen Erfahrungen, die Menschen hier und heute machen“, um noch einmal Isabella Bruckner zu zitieren. Für jegliches Singen und Musizieren im Gottesdienst ist selbstverständlich qualitätvolle Führung notwendig, ob durch Organisten, Chorleiterinnen, Kantoren, andere Instrumentalistinnen oder Vorstehende. Wie wichtig Papst Franziskus die liturgische Bildung des Volkes Gottes ist, zeigt sein Apostolisches Schreiben *Desiderio desideravi*: „Um es deutlich zu sagen: Jeder Aspekt des Feierns muss gepflegt werden (Raum, Zeit, Gesten, Worte, Gegenstände, Kleidung, Gesang, Musik, ...) und jede Rubrik muss beachtet werden.“ (DD 23) Um es sehr deutlich zu sagen: Qualitätssicherung in Bezug auf Liturgie und Kirchenmusik sollte unabhängig von der breiten Vielfalt der verwendeten musikalischen Stile und liturgischen Formen selbstverständlich sein. (Selbstverständlich auch auf den unterschiedlichen, angebotenen Ausbildungsniveaus – nicht jede Pfarre hat einen A-Kirchenmusiker – aber vielleicht jeder Seelsorgeraum?) Nicht erst Papst Franziskus weist auf die dringende Notwendigkeit und enorme Wichtigkeit der „liturgie-musikalischen“ und stimmlichen

Ausbildung aller liturgischen Rollenträger hin. Im Besonderen gilt dies natürlich für alle Menschen, die in diversen liturgischen Feiern einen Vorstedherdienst übernehmen, und in noch größerem Ausmaß für die Curricula an Ausbildungsstätten für Theologiestudierende und Alumnus. Um glaubwürdig und nicht gekünstelt alle Chancen des Singens im Vorstedher- und Kantorendienst wahrnehmen zu können, bedarf es nicht nur einer Grundmusikalität, sondern immer wieder gründlicher Vorbereitung; deren Ziel ist jedoch nie die musikalische und performativische Perfektion an sich, sondern die überzeugte und überzeugende Verkündigung. Wie man weiß – Kirchenmusikerinnen wissen davon „viele Lieder zu singen“ – sind alle diese Wünsche nur erfüllbar, wenn zwischen Kirchenmusik- und Liturgieverantwortlichen wertschätzende Begegnung auf Augenhöhe schon in der Vorbereitung von Gottesdiensten stattfindet, wenn aus dem offenen Ohr auch der Finanzverantwortlichen interessierte Unterstützung eventuell hin bis zum Orgelneubau wird, wenn der „großen Kirchenmusik“ auf der Orgelempore ein rituell ausgeformtes glaubwürdiges Feiern am Altar gegenübersteht – wenn also Kirchenmusik und Liturgie einander wohlwollend begegnende und damit befruchtende Teile einer *ars celebrandi* darstellen. Mancherorts ist solche Ernte dankbar zu genießen. Wie wird dies auch in Zukunft möglich sein?

„Seelsorge bedeutet eine Beziehung von Person zu Person, die nicht wir veranstalten. Wir vertrauen auf das Wirken des Heiligen Geistes“, predigte Dompfarrer Heinrich Schnuderl am 18.6.2023. Und bei seiner offiziellen Verabschiedung als Grazer Dompfarrer am 9.7.2023 wies er darauf hin, „dass das Zweite Vatikanische Konzil noch lange nicht in seinen Impulsen für Kirche und Welt ausgeschöpft ist“, und er erfüllte durch den mit strahlend einladender Körperhaltung und der ihm angeborenen „vitalen Vokalkapazität“ (ein von Philipp Harnoncourt geprägter Begriff) gebeteten Entlassungsruf die Herzen der mitfeiernden Menschen mit Freude. Es war kein Abschied, sondern die in jeder Hinsicht stimmige Aufforderung, den Weg in Zuversicht gemeinsam weiterzugehen. – Was ist passiert?

Ulrike Praßl,
geb. 1958 in Fohnsdorf, 1982–1991
Lehrerin am Musikgymnasium
Viktring. 1991–2022 Lehrerin für
Musiktheorie und Liturgik am Kon-
servatorium für Kirchenmusik der
Diözese Graz-Seckau.
Seit 2015 zertifizierte Pastoral-
psychologin (MA) in eigener Praxis.

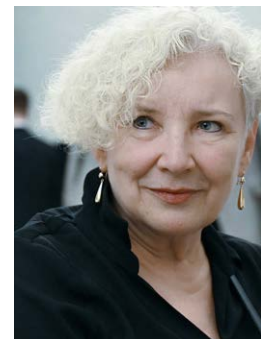


Foto: Hollwöger

Sich in einer flüchtigen Welt orientieren

Nachlese aus *Denken+Glauben*
aus der Zeit Heinrich Schnuderls als Hochschulseelsorger

„Auch wenn man nicht im Hause der Hochschulgemeinde wohnte, wurde einem bald deutlich, daß diese spezifische studentische Atmosphäre von einer freundlich-intensiven Einladung zum Christsein getragen war. [...] Begegnung mit Ideen und Persönlichkeiten [...] Die Begegnung mit Otto Mauer, Karl Strobl und notwendigerweise mit Ludwig Reichenpfader (später: ‚Vater Ludwig‘) schenkte mir, wie ich noch heute glaube, eine neue, vertiefte, vielleicht auch weniger harmlose Dimension meiner Katholizität. Ich bin immer noch dankbar für die mir damals vermittelte Kenntnis der Werke eines Paul Claudel, Charles Peguy, einer Simone Weil oder des Österreicherers Ferdinand Ebner, um nur einige zu nennen.“

(Norbert Pucker, Nr. 19, November 1985)

„Es bedarf eines gewissen Abstandes, um gewahr zu werden, daß die deutsche am Bildungsideal Wilhelm von Humboldts orientierte Universität [...] ihrer dreifachen Aufgabe: nämlich die Lehre zu vermitteln, an der Forschung teilnehmen zu lassen und die jungen Menschen zu einem Leben des Geistes zu erziehen, schon seit einem halben Jahrhundert nicht mehr genügt. [...] Die soziale Wohltat, auch den Kindern unbemittelter Eltern einen relativ ungehinderten Zugang zu den Universitäten und Hochschulen zu öffnen und dadurch zugleich keine Begabungen verlorengehen zu lassen, ist zur Bildungsplage geworden, indem diese Institutionen sich zusehends in überdimensionale Bildungsfabriken verwandelt haben, welche ohne Unterbrechung eine wachsende Zahl von höheren Halb- oder Teilgebildeten in eine Leistungs- und Konsumgesellschaft hineinproduzieren.“

(Ignaz Zangerle, Nr. 22/23, Juni 1986)

„Vorläufig sind wir lediglich Zeugen einer sterbenden Geistigkeit.“

(Andrej Tarkowskij, Nr. 26, Jänner 1987)

„Angesichts der Frage nach dem ‚Wie und wovon wir morgen leben werden‘ bleibt eben ein Zweifaches stehen: das wachsam geöffnete Auge für das Konkrete der Zeit; das

Relativierende des Evangeliums, unsere Sorgen vor einem weiteren Horizont zu sehen.“

(Franz Grabner, Nr. 27, März 1987)

„Ich halte es für gefährlich, wenn manche in der Kirche meinen – ich glaube, es handelt sich um eine Minderheit –, sie könnten von irrationalen Strömungen profitieren. Die Kirche und die Theologie war immer dann am sichersten und am glaubwürdigsten, wenn sie sich mit der Vernunft verbündete. Das muß nicht die aufklärerische, reduzierte Vernunft sein, sondern es sollte die vernehmende Vernunft sein. Aber jedenfalls, Theologie ist der Versuch, den Glauben zu verstehen, ihn verständlich und damit tradierbar zu machen.“

(Hans Maier, Nr. 43/44, Jänner 1990)

„Für den Christen steckt in der Welt das Versprechen einer universalen Vollendung. Im langsamen, geduldigen Sicheinlassen auf die Wirklichkeit wird sie im Horizont unerschlossener Möglichkeiten begriffen.“

(Hans-Joachim Höhn, Nr. 43/44, Jänner 1990)

„Natürlich taucht immer noch die Vorstellung vom straffenden Gott auf. Aber andererseits begegnet mir öfter in Gottesdiensten, daß gerade junge Priester ein sehr eigenes Verständnis vom ‚lieben Gott‘ entwickeln. Ja manche scheuen sich bereits davor zu sagen: ‚Der mit dir lebt und herrscht – denn Gott herrscht nicht. Es gibt als Reaktion auf diese Drohbotschaften von früher schon auch eine Art der Verkündigung eines bloß netten und lieben Gottes, die ganze Dimensionen ausblendet, von denen in der Schrift die Rede ist und die für das Leben sehr relevant sind.“

(Jörg Splett, Nr. 74, Jänner 1995)

„Unsere Kultur will die Wahrheit über menschliche Beziehungen nicht sehen, und darin liegt eine ständige Gefahr.“

(René Girard, Nr. 90, Oktober 1997)

„Die Frage, ob es Gott, ob es den Teufel ... gibt (eine Frage nach der Wahrheit, nach Möglichkeiten der Erkenntnis), ist deutlich zu unterscheiden von Fragen, welche Funktion

etwa der Glaube an Gott für Bewußtsein und Leben eines Menschen oder die geistige Verfassung einer Gesellschaft hat [...]. Hat man früher fast unter Ausblendung der gesellschaftlichen und psychischen Bedingungen die Frage nach der Erkennbarkeit, nach der Wahrheit gestellt, so gibt es heute eine umgekehrte Verengung der Perspektive. Man bedenkt, welche Funktion z. B. der Glaube an Gott für einen Menschen oder eine Gesellschaft hat, und entscheidet aufgrund einer solchen Überlegung, ob es wert ist, sich noch länger damit zu beschäftigen.

Schlimmstenfalls vergegenwärtigt man sich die Skandale der Kirchengeschichte, um im Anschluß daran die Frage nach Gott und Jesus Christus zu ächten.“

(Bernhard Körner, Nr. 1, Oktober 1982)

„Religiöse Fragen handeln für mich im Sinne des positiven christlichen Weltauftrages [...] sehr wohl von dieser Welt. Aber damit uns säkularisierter Staat und Gesellschaft nicht zur Ersatzreligion werden, müssen die Kirchen den verschlossenen Horizont der Hoffnungslosigkeit oder des gesellschaftlichen Selbsterstörungswahns aufreißen und durchstoßen.“

(Erhard Busek, Nr. 2, November 1982)

„Die primäre Verantwortung eines Wissenschaftlers ist, gute Wissenschaft zu tun. Das heißt: unverfälschte, nicht von Umständen beeinflusste Ergebnisse zu suchen. Kritisch, lauter, redlich.“

(Hans Tuppy, Nr. 6, Oktober 1983)

„Die Kirche hat der Gesellschaft einen tiefgreifenden Begriff von Freiheit anzubieten. Der Glaube, auf dem sie beruht, ist ein Akt freier Zustimmung. [...] Das Evangelium befreit von jedem Absolutheitsanspruch menschlicher Herrschaft über Menschen, es relativiert jede politische Macht. Sie hat insofern einen emanzipatorischen Charakter, bleibt aber nicht als ‚Freiheit von‘ im Negativen stecken, sondern wendet sich als ‚Freiheit für‘ den großen kreativen Aufgaben der Menschheit zu.“

(Otto Mauer, Nr. 6, Oktober 1983)

„Die Antwort des Menschen auf Gott kann immer nur die Tat sein. Die Tat, die sich als lebendiges Wort oder Handeln zeigt. Was der Mensch Gott schuldet, ist die Antwort in der Tat, sei es, daß sie gegen Gott ist oder für Gott ist.“

(Elisabeth Czerny, Nr. 3, März 1984)

„Unsere Vernunft ist so gering im Vergleich zur gewaltigen Tradition an Irrationalem, die wir mit uns schleppen. Für die gesellschaftliche Entwicklung kann man nur hoffen und versuchen, durch Politik den Leuten zu

sagen, was man selber für richtig hält, mit allen Risiken des Irrtums. Die westlichen Demokratien leben davon, daß sie das bißchen Vernunft, das sie haben, erweitern. Wenn das nicht möglich ist, ist wahrscheinlich auch ein demokratisches Regime nicht möglich. Politik lebt von der Aktivierung der Vernunft, obwohl es viel leichter ist, Politik mit Emotion zu betreiben.“

(Josef Taus, Nr. 12, Oktober 1984)

„Ich glaube, die Demokratie ist eine großartige Staatsform. Sie muß nur zeitgemäß adaptiert werden.“

(Bruno Kreisky, Nr. 14, Jänner 1985)

„Wir Katholiken sind nicht so großmütig, immer gleich an das Heil der ganzen Menschheit zu denken. Wir haben genug Sorgen mit uns selber. Aber dennoch gibt es die vielen kleinen Schritte, die unsere Pastoral zu einer Pastoral für die Kultur der Zukunft machen können.“

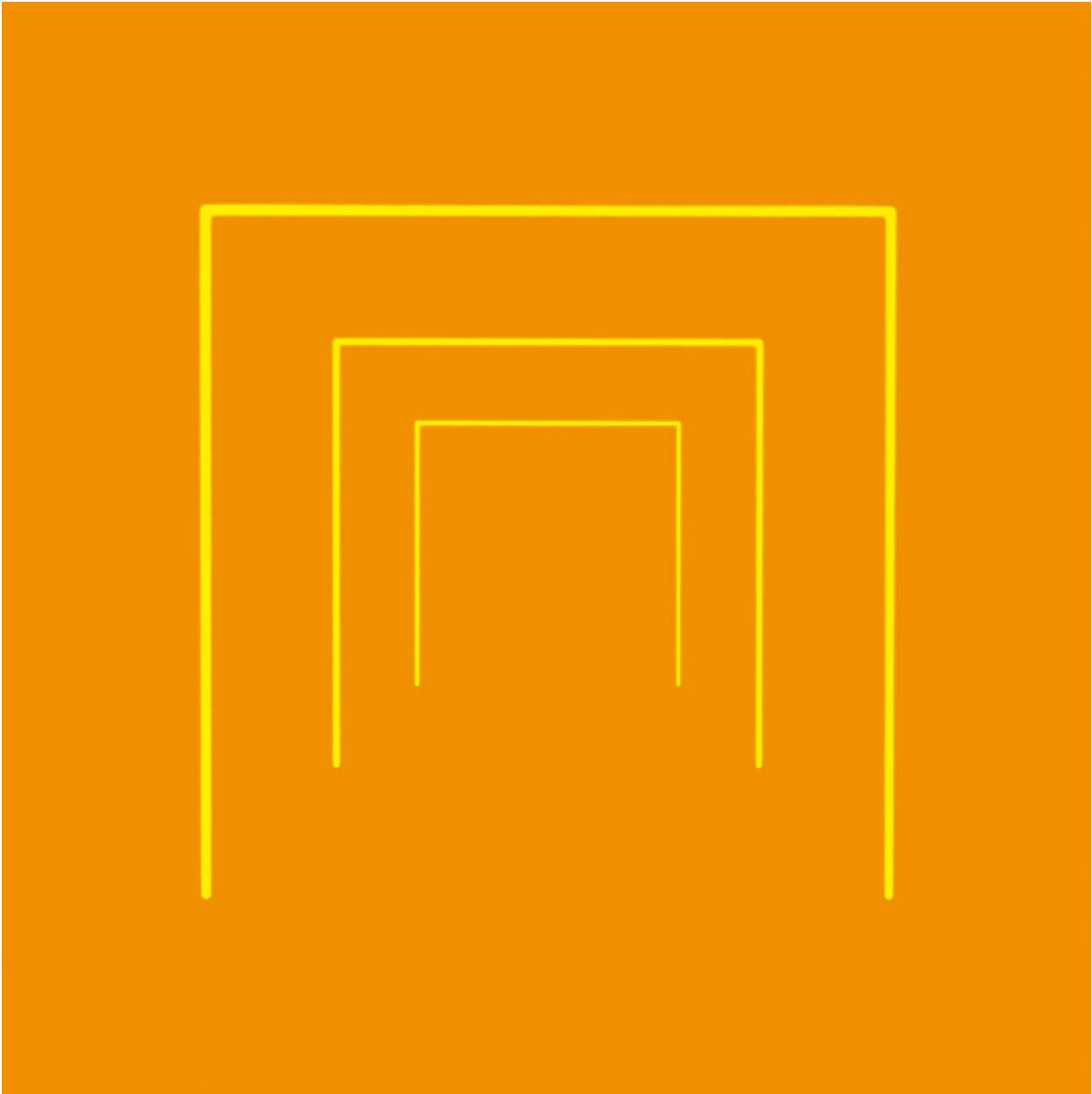
(Johann Weber, Nr. 14, Jänner 1985)

„Alle Christen müssen sich angesichts der Umweltbedrohung aber auch ernsthaft fragen lassen, ob ihre bisher getroffenen Entscheidungen der Konfrontation mit dem Befund der Bibel, der Glaubenstradition und der christlichen Ethik standhalten können. Sie müssen sich fragen lassen, ob sie für Lösungen eintreten, die wirklich dem Wohl des Menschen und der Erhaltung der Natur entsprechen. Sie müssen sich vor allem noch mehr als bisher für das menschliche Maß in allen Bereichen – in Wissenschaft und Technik genauso wie in Politik und Wirtschaft – einsetzen. Die Gebilde des Menschen haben die Tendenz, sich zu verselbständigen: sie auf das ‚Maß des Menschen‘ auszurichten, ist eine immer wieder neugestellte Aufgabe.“

(Franz König, Nr. 15, März 1985)

„Im Zeitalter der Entdeckungen hat sich die Erde für das Bewußtsein der Menschen ins Ungeheure ausgedehnt. Im Zeitalter individueller psychischer Differenzierung, pluralistischer Mannigfaltigkeit und subjektiver Auffächerung – und unser Zeitalter ist eins der Differenzierung, Mannigfaltigkeit und Auffächerung – hat sich die Vorstellung des Menschen ebenfalls ungeheuer erweitert. Damit haben wir uns auch voneinander entfernt. [...] Andernteils ist unser Anspruch auf Verstehen und Verständigung gewachsen, so hat sich eine Schere geöffnet, die manchem von uns immer unheilvoller zu klaffen scheint. Dennoch meine ich: Hier hat Hoffnung ein Feld. [...] Im religiösen Bereich (und soweit ich sehen kann, nur da) können wachsende Individuierung und sich erweiternder Kontakt nahtlos miteinander verbunden werden.“

(Gertrud Fussenegger, Nr. 1, Jänner 1983)



Helmut Bruch, 3 Tore Doppelprogression, 2011. Oranges fluoreszierendes Acrylglas, 89 x 89 x 0,3 cm.
© Bildrecht Wien 2021

Wer sich in den Dienst Gottes stellt, stellt sich in den Dienst der Menschen. Er stellt sich der großen Aufgabe, Himmel und Erde, Gott und Welt, Kirche und Gesellschaft miteinander in Beziehung zu bringen. Heinz Schnuderl hat sich dieser Aufgabe gestellt.

Himmel und Erde sind auch Wirklichkeiten, die sich in den Dimensionen von Denken und Glauben, von Reden und Tun ausdrücken. Es gibt verschiedene Wege, die Wirklichkeit zu verstehen. Das rationale Denken ist nur ein Zugang zur Wirklichkeit; der Glaube ist eine andere Weise, unser Dasein zu verstehen. In uns allen waltet ein großes Geheimnis, das Geheimnis des Lebens. Es ist jeden Tag neu erstaunlich und verwunderlich, dass wir leben. Was wir sind, woraus wir geworden sind und was einmal aus uns werden wird, versteht sich nicht von selbst, wie es Bischof Franz Kamphaus einmal so treffend formuliert hat: Wir können uns oft genug selbst nicht verstehen. Unser Leben ist mehrdimensional und mehrdeutig. Es bedeutet mehr, als wir durch seine Deutung wahrnehmen können. Keiner verfügt darüber, welche Erfahrungen ihm zugemutet werden und ob sein Leben gelingt. Keiner verfügt darüber, was ihm gegeben oder verweigert wird. Keiner kann sein Leben selbst schaffen. Wir sind allemal Empfangende. Das prägt uns von Anfang an.

Der Glaube beginnt mit der Einsicht, dass der Grund unseres Lebens nicht bei uns selbst liegt, sondern in Gott. Das Wunder beginnt nicht erst an den Grenzen unseres Daseins, sondern in seiner Mitte, sagt Kamphaus. Es ist Gottes Gnade, dass wir sind. Niemand beginnt willkürlich zu atmen und niemand hört willkürlich damit auf. Was wir da erfahren, ist das unbegreifliche Geheimnis des Lebens, in dem wir leben und das in uns lebt.

Glauben heißt: Feststehen in dem, was man erhofft, überzeugt sein von Dingen, die man nicht sieht (Hebr 11,1). Wer dieser inneren Dimension des Lebens traut, weiß, dass wir Gäste sind auf dieser Erde, und wird das Geschenk des Lebens wertschätzen und dem „Gastgeber“ dafür danken, dass wir sind. Wir sind eingeladen, das Fest des Lebens zu feiern und dabei die Sehnsucht nach der endgültigen Heimat nicht aus den Augen zu verlieren. Heinz Schnuderl hat es verstanden, trotz aller komplexen und multidimensionalen gesellschaftspolitischen und auch kirchlichen Problemen auf das Feiern, und damit verbunden besonders auf die Gastfreundschaft, nicht zu vergessen. Das zeichnet Heinz Schnuderl ebenso aus wie sein unermüdliches und beharrliches Wirken für Kirche und Gesellschaft.

Franz von Sales (1567–1622), Patron der Presse und der Journalisten, sagt: „Wünschen Sie nicht, zu sein, was Sie nicht sind, sondern wünschen Sie, was Sie sind, sehr gut zu sein. Beschäftigen Sie Ihre Gedanken damit, hierin vollkommen zu werden und die kleinen und großen Kreuze, denen Sie dabei begegnen, zu tragen. Und, glauben Sie mir, hier liegt das Entscheidende unseres geistlichen Weges und das, was am wenigsten verstanden wird.“ Franz von Sales will uns damit sagen, dass wir uns wünschen sollen, der zu sein, der wir sind, und darin sehr gut zu sein. Es geht darum, die großen und oft brillanten Gedanken, die in *Denken+Glauben* immer wieder zu lesen sind, in die kleinen Münzen des Alltags zu wechseln. Wir müssen die großen Worte, die wir so gerne mit unserem Leben verbinden, in die kleinen und freundlichen Gesten des Alltags umwandeln, damit die Welt sich ändern kann. Die Katholische Hochschulgemeinde bemüht sich von Anfang an um diese beständige und bleibende Aufgabe. Denken und Glauben in seinen vielfältigen Dimensionen ist dabei Programm. Denken und Glauben gehören zusammen wie Beten und Arbeiten, wie Reden und Tun; das eine ist ohne das andere nicht vorstellbar. „Was nützt es, wenn einer sagt, er habe Glauben, aber es fehlen die Werke?“ (Jak 2,14)

Durch die Welt gehen heißt auch, die Welt in ihren vielfältigen, oft widersprüchlichen Dimensionen wahrzunehmen und zu gestalten. Himmel und Erde sind verschränkt, Denken und Glauben ebenso. Die Zeitschrift *Denken+Glauben* möge weiterhin nicht nur Papier und Druckerschwärze haben, sondern Klang und Farbe.

Heinz Schnuderl, dem Gründer dieser über Jahrzehnte inspirierenden Zeitschrift sei für sein innovatives und zukunftsorientiertes Projekt *Denken+Glauben* gedankt. Ich wünsche Dir, lieber Heinz, alles Gute und viel Segen zum 80. Geburtstag!

Andreas Pack,
geb. 1962 in Weiz. Nach dem Studium der Fachtheologie und Selbstständigen Religionspädagogik an der Universität Graz Pastoralreferent in der Katholischen Hochschulgemeinde sowie Vernehmungsrichter am Bischöflichen Diözesangericht. Von 1997 bis 2007 Chefredakteur von *Denken+Glauben*, arbeitet jetzt als Krankenhauseelsorger am LKH-Univ. Klinikum Graz.



Foto: Neuhold

„Herz, Hirn und Hand“

Kreuzungen und Wegstationen
Von Josef Wilhelm

In der vorliegenden Ausgabe von *Denken+Glauben* soll ein Bogen über Themenfelder gespannt werden, die „Heinz“ – so wird er im großen Freundeskreis angesprochen – Schnuderl in den sechs Jahrzehnten seines diözesanen Wirkens wichtig waren und sind. Ich will drei Themenfelder bzw. Ereignisse aufgreifen, die uns beiden zeitlebens wichtig waren und bleiben und ihm damit meine besondere Reverenz erweisen. Es sind dies die Katholische Hochschuljugend, die Katholische Aktion und der Steirische Katholikentag 1981. Diese drei verbinden uns in wichtigen Lebensbereichen und entsprechen dem vorgegebenen Motto „Herz, Hirn und Hand“ – denn ihnen liegen Einsatzbereitschaft und Engagement, von der Gegenwart aus in die Zukunft Denken sowie Durchführen und Realisieren gleichermaßen zugrunde.

Der Steirische Katholikentag 1981 – das Besondere und das Bleibende

Der im Juni 1981 als Fest gefeierte sechste „Steirische Katholikentag“ markierte einen unübersehbaren Meilenstein auf dem Weg zu einer geschwisterlichen Kirche. Wohl erstmalig in der Geschichte dieser Versammlungsform konnte Bischof Johann Weber eine breitere Öffentlichkeit – d. h. über das katholische Kirchenvolk hinaus – zu einem „Fest der Brüderlichkeit“ einladen. Diese Offenheit spiegelte sich in mehrfacher Hinsicht im Programm dieser Großveranstaltung wider. Während die Forumsdiskussionen ein breites Spektrum abdeckten und zur inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem Thema des Katholikentages aufforderten, ermöglichte das auf den verschiedenen Plätzen und Höfen der Grazer Innenstadt in Szene gehende Stadtfest mit seiner Vielzahl an kulturellen Programmpunkten das gemeinsame Feiern und die Begegnung von Mensch zu Mensch. Dass im Rahmen der liturgischen Feiern dieses Katholikentages auch erstmalig eine ökumenische Vesper Platz fand, fügte sich harmonisch in das Gesamtbild dieses diözesanen Großereignisses ein, das in seinem ideellen Gehalt wie in der äußeren Form Maßstäbe setzte, etwa mit einem Festgottesdienst, der im Areal des Grazer Burggrabens vor dem neu errichteten Katholikentagskreuz gefeiert wurde.

Die Kirche ist heute in einem großen Suchprozess unterwegs, manche zukünftige Entwicklung ist schwer

vorhersehbar. Zentral für eine gedeihliche Kirchentwicklung wird sein, dass es gelingt, „die Frohe Botschaft als Gabe für die Gesellschaft“ anzubieten und einzubringen. Der Aspekt „Geschwisterlichkeit“ ist als Auftrag, Motiv und Richtschnur mittlerweile wohl wichtiger denn je. Jede zukunftsweisende Arbeit, jedes Engagement zum Wohl der Menschen wo auch immer, muss von solidarischem Geist getragen sein! Hier hat die katholische Kirche einen klaren inhaltlichen und auch historischen Auftrag und durch ihr globales Wesen auch Chancen darauf, etwas aus dem gemeinsamen Glauben heraus gut zu gestalten.

Unsere Katholische Hochschuljugend im Rahmen der Katholischen Hochschulgemeinde

Die KHJ entwickelte 1970 ein neues Rahmenstatut, das so genannte „Innere Statut“, das in einem Diskussionsprozess wesentlich von Hochschulseelsorger Egon Kapellari geprägt wurde. Die Hochschuljugend verstand sich als Gemeinschaft jener Studierenden, die ihre Bereitschaft erklärt haben, gemeinsam für die Hochschulgemeinde zu arbeiten, sich mühend um ein Leben im Entwurf Jesu Christi. Das bedeutet „Studium und Bildung nicht aus Leistungsideologie, sondern als Vorbereitung zum Dienst am Menschen zu betreiben, sich mitverantwortlich für die christliche Verkündigung zu wissen und durch theologische Weiterbildung die Voraussetzungen dafür zu schaffen, und Gebet und Gottesdienst im Sinne des Neuen Testaments zu vollziehen“. Im aktuellen Statut wird dies folgend weiterentwickelt und festgeschrieben: „Ihre gemeinsame Mitte bilden das Evangelium und die Feier der Eucharistie. Sie betreiben ihr Studium nicht nur für sich selbst, sondern als Grundlage für den Einsatz am Menschen. Sie wissen sich mitverantwortlich für religiöse, wissenschaftliche, kulturelle und soziale Bewusstseinsbildung in der Gesellschaft und schaffen die Voraussetzungen dafür durch eigene interdisziplinäre Weiterbildung.“

Der *Brief an Diognet* aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert wurde zu einer Grundmelodie der Spiritualität. Als „diasporareifer Christ“ haben wir das Profil eines katholischen Studenten beschrieben. Keine „schlafenden Jünger am Ölberg“ wollten wir sein, Augen und Ohren, Herz und Zimmertüren sollten offen sein. Fachlich sollten

wir „bemüht“ sein, Ziel war es, ein guter Lehrer, ein guter Ingenieur, ein guter Arzt oder ein guter Richter zu sein. Die Sonntagsmesse in der Stiegenkirche, die Frühmesse am Donnerstag in der Leechkirche waren eine Mitte, besonders auch die Gottesdienste im kleinen Kreis in der Hauskapelle, die ich als intensiv in Erinnerung habe. Wir wollten „normale, der Welt zugewandte“ Christen sein, die den Glauben zu „buchstabieren und argumentieren“ gelernt haben. Soziales Engagement stand im Kurs und die Herbstfeste in der Leechburg mit den kabarettistischen Beiträgen waren legendär. Die „Kirche im Großen“ sollten wir auch im Auge behalten, forderte der Hochschulseelsorger. Dieses Umfeld war es, das die Hochschulgemeinde in Graz zu einer stabilen und vom Zeitgeist nicht allzu gebeutelten und doch offenen Gemeinschaft werden ließ.

Unsere Katholische Aktion im Wandel und im Wandel der Zeit

Das II. Vatikanum hat im Dekret über das Apostolat der Laien der so genannten „Katholischen Aktion“ einen besonderen Platz zugewiesen. Darin heißt es, dass das Ziel dieser Organisation von katholischen Laien das apostolische Ziel der Kirche ist und die Laien in ihrer ihnen eigentümlichen Weise mit den Amtsträgern zusammenarbeiten, wobei sie ihre eigene Erfahrung beitragen und auch Verantwortung in der Leitung übernehmen.

Die KA ist geprägt vom Selbstverständnis von „mündigen Christinnen und Christen, die als Teil der Kirche an einer gerechten und menschenfreundlichen Gesellschaft mitbauen und den Glauben weitergeben“. Ihr Ziel ist es, durch die konkrete Arbeit möglichst vielen Menschen Glaube und Kirche als wertvollen Teil ihres Lebens erfahrbar zu machen. „Dabei muten wir uns zu, Verantwortung in Familie, Gesellschaft und Kirche wahrzunehmen und Stellung zu Fragen, Problemen und Herausforderungen der Zeit zu nehmen“, so das Leitbild der KA Steiermark.

Die Themen „Lebensschutz, Schöpfungsverantwortung und soziale Gerechtigkeit“, „Glaube und Leben im Alltag“ und „Familie, Lebens- und Beziehungsformen“, derer sich die KA besonders annimmt, fordern visionäre Hoffnung und inhaltliche Kompetenz ebenso wie gute Strukturen, gute Kommunikation und gute Kooperation. Identität der KA als eigenständige Organisation bedeutet also nicht nur, einen kleinsten gemeinsamen Nenner zu suchen und zu wahren, sondern weit mehr: das Wissen darum, unter den Augen Gottes mit und für Menschen in diesem Land zu arbeiten, denn im Tiefsten zielt aber jede Reform nicht auf Pragmatisches, sondern auf die Spiritualität. Der Verzicht

auf die missionarische Dimension unseres Christentums wäre eine Selbstentfremdung. Katholische Aktion bildet sich in Gruppen und Werken „mit dem Gesicht nach außen“, „im Gespräch über den Zaun“, in verschiedenen Milieus mit dem Anspruch, der allgemeinen Tendenz zum Rückzug in hedonistische Idyllen Widerstand zu leisten.

Die allgemeine gesellschaftliche und kirchliche Befindlichkeit in der Steiermark unterscheidet sich kaum von der Situation anderer österreichischer und deutschsprachiger Diözesen. Der Verlust traditioneller Bindungen, die „Generation Ich“ und der allgemeine Wertewandel mit dem Schwinden volkscirchlicher, katholischer Sozialisation sind ein Faktum. Mangelnder Nachwuchs in geistlichen Berufen und Abnutzungserscheinungen des Klerus, auch wegen des fortgeschrittenen Durchschnittsalters, sind ebenso Realität wie die Präsenz der Fragen nach der Rolle der Frauen in der Kirche und nach dem katholischen Amtsverständnis. Gleichzeitig gibt es eine Vielfalt christlicher und sich am Rande des Christlichen angesiedelter Spiritualitäten, die kaum oder überhaupt nicht kirchlich gebunden werden wollen.

Die Begriffe „katholisch, steirisch, zeitgemäß, missionarisch, dialogisch, berufen, gemeinsam und geistlich“ bilden den Mainstream einer vertrauenden Kirche der Zukunft. Bei einer Tagung in Seggau hielt ich das Plädoyer: „Der Spagat zwischen volkscirchlicher Breite und bekenntniskirchlichem Anspruch muss uns gleichermaßen ein Auftrag sein. Das Pfarrcafé ist eine gute Sache, es gilt aber auch, den Kirchenwirt zu erobern. Soviel Mut dürfen wir haben! Strukturereformen sind notwendig und wichtig. Worauf es aber entscheidend ankommt, ist: Als erste Zeugen des Glaubens wurden Apostel berufen. Es gilt, die Zahl der Apostel, Männer und Frauen, Kinder und Jugendliche, mit allgemeiner und besonderer Berufung, zu vermehren. So viel Glauben müssten wir haben. Und noch ein Wort: Der wirksamste Gegner ist der Mangel an Glauben an uns selbst. Nur wer selbst brennt, kann andere entzünden.“

Josef Wilhelm,
geb. 1947 in Innsbruck, ehemaliger
Direktor des Akademischen Gymnasiums Graz. War als Generalsekretär des Steirischen Katholikentages 1981 sowie Generalsekretär und Präsident der Katholischen Aktion tätig. Mitglied des Grazer Menschenrechtsbeirats. Aktuell Mitarbeit in leitender Funktion im Förderverein der KHG.



Foto: Fischer

Grenzen, Schranken, Meilensteine

Ob räumlich oder „nur“ im Kopf: Grenzen prägen unser Dasein.
Leben bedeutet auch, Weite durch sie zu gewinnen.

Von Anna Maria Steiner

Wer hat nicht schon Bekanntschaft mit ihm geschlossen, dem viel zitierten „Ohrwurm“? Ein Lied, das, einmal aufgeschnappt, im Kopf in Dauerschleife tönt, bis es dann wieder genau so abrupt verstummt, wie es gekommen ist. Bei mir hat sich eben wieder einer eingenistet, ein solcher „Wurm“. Seit kurzem höre ich im Geiste „Meine engen Grenzen“ – ein Song, der nicht nur Gottesdienstbesucher*innen ein Begriff ist. Verfasst vom evangelischen Pfarrer Eugen Eckert im Jahr 1981; zu einer Zeit, als er in einer Einrichtung für Frauen in prekären Lebenslagen arbeitete und wieder einmal nicht mehr weiterwusste. „Meine engen Grenzen, meine kurze Sicht, bringe ich vor dich. Wandle sie in Weite, Herr erbarme dich.“

Der falschen Sicherheit den Rücken kehren

„Was kommt dir in den Sinn, wenn du an Grenzen denkst?“, frage ich eine Freundin. „Am Weg sein, und von einem Land ins nächste fahren. Die eine Grenze lässt du hinter dir, die andere liegt bereits vor Augen ...“ Wenn Weltenbummlerin Andrea von ihrem jüngsten Roadtrip spricht, dann leuchten ihre Augen. Drei Monate des vergangenen Jahres bereiste die 41-Jährige gemeinsam mit ihrem Partner und den beiden Kindern Europa und ließ hundert Tage lang die Landschaft an sich vorüberziehen. „Europa ist toll. Du brauchst kein Visum, kannst einfach dorthin fahren, wo du noch nie gewesen bist und immer schon mal hinwolltest“, schwärmt sie. Ich beneide Andrea, die buchstäblich über Grenzen geht, um ihre Erfahrungen. Vor allem im Besitz jener Zuversicht wäre ich gerne, die nötig ist, um aufzubrechen. „Wer sich nicht bewegt, begrenzt sich selbst“, sagt sie. Das allzu lange Verweilen am selben Ort vermittele ein Zuviel an Sicherheit, die laut Andrea oft eine „falsche Sicherheit“ sei.

Ich denke an die Scheinsicherheiten in meinem Leben: Ein monatliches Fixeinkommen, Friede im Land, ein weitgehend funktionierendes Sozialsystem. All das ist nicht selbstverständlich. Vor allem Gesundheit, dieses hohe Gut, scheint mir fragil zu sein. Neben der physischen ist es die psychische Unversehrtheit, die mit zunehmendem Lebensalter immer kostbarer wird. „Burnout“ ist in meinem Umfeld mehr als ein Schlagwort. Vieles, das mir Sicherheit und Selbstbewusstsein vermittelt, kann im nächsten Moment wegbrechen. Das Leben kann ganz

schnell anders sein, und ich denke: Wenn es so etwas wie „die“ Sicherheit gar nicht gibt – warum dann nicht gleich aufbrechen in Richtung Unsicherheit?

Weit, weit weg

Ähnliche Gedanken hatte wohl auch Andrea. „Es tut so gut, mal etwas anderes zu sehen“, sagt sie im Nachhinein über die hundert Tage, von denen keiner war wie der vorherige. Ab Monat zwei begann ihr Partner, im mobilen Homeoffice zu arbeiten. „Das war von Anfang an geplant“, erklärt Andrea, „und ist auch möglich, wo immer es mobiles Internet gibt.“ Auch Bürogrenzen sind weitgehend gefallen, denke ich. Durch Videokonferenzen holen wir nicht nur die Welt auf unseren Bildschirm – wir bestimmen mitunter auch den Ort, von wo aus wir das tun. Ob es denn auch etwas gegeben habe, das ihr gefehlt habe, frage ich meine Freundin. „Oh ja: die Küche“, lacht Andrea. Als Mutter von zwei Töchtern, die damals erst fünf Monate und drei Jahre alt waren, weiß sie um den Wert von ständig verfügbarem Warmwasser oder einem Elektroherd. Warum Andrea dennoch drei Monate lang bereit war, auf all das zu verzichten? „Ich wollte einfach raus aus meiner Bubble“, sagt sie. „... Ausbrechen und am eigenen Leib erfahren, wie es sich irgendwo anders lebt.“

Raus aus der Blase

Eintauchen in andere Welten: Auch ich wünsche mir das, immer wieder. Im Frühjahr 2016 ist meine Sehnsucht danach, Grenzbalken zu überschreiten, besonders groß. Ein runder Geburtstag lag damals hinter mir, in der Arbeit machte sich Routine breit und ich sehnte mich danach, auszubrechen aus einem Alltag, den ich im Grunde mochte. Anstatt mir Reisedokus anzusehen, beschloss ich, aufzubrechen – sehr kurzfristig und in ein Land, das niemand aus meinem Freundeskreis bislang als Urlaubsdestination angedacht hatte. Seit früher Kindheit faszinierte mich die Gegend, wo Euphrat und Tigris fließen, und das hat seinen Ursprung wohl im Mitverfolgen des Iran-Irak-Krieges via *Zeit im Bild*. Waren es in den 1980er-Jahren die Kampfhandlungen im Nahen Osten, das Leid der dortigen Zivilbevölkerung und eine auf mich unendlich staubig wirkende Steinlandschaft, so bannten mich im Theologie-Studium die Texte über die babylonische Hochkultur.

Exakt dort finde ich mich im Mai 2016 wieder, genauer: in einem Flüchtlingslager im Nordirak, in dem offiziell 12.000 Menschen lebten. Mit Journalist*innen der Radio-station *Babylon Media* besuche ich die unterschiedlichen Camps, in die Menschen aus nahe gelegenen Städten geflüchtet waren, weil Truppen des sogenannten „Islamischen Staates“ ihr Zuhause besetzt hielten. Die meisten der ins Lager mit Namen „Kawergosk“ Geflohenen kommen aus dem nur etwa 50 Kilometer entfernten Mossul. Als Radioredakteur*innen nehmen wir ihre Geschichten auf und wollen damit Menschen Gehör verschaffen, die alles hinter sich gelassen haben. Ich sehe mir die Personen, denen ich das Mikrofon hinhalte, näher an: Habe ich mir „Flüchtlinge“, die der IS-Terrormiliz entkommen sind, so vorgestellt? Bis auf die mir fremde Sprache und die Kriegserfahrung scheint sie wenig von mir zu unterscheiden – nur eines ist bei ihnen anders: Sie sind nicht freiwillig gereist wie ich, sondern kamen hierher als Schutzbefohlene, die Zuflucht suchen vor dem Tod.

In diesem Meer aus Zeltplanen treffe ich Hamid. Der 21-Jährige antwortet offen und geduldig auf meine Fragen und erzählt, dass er seit nunmehr zwei Jahren hier fest-sitze. „Woher kommst eigentlich du?“, fragt er und schaut erwartungsvoll. Aus Österreich? – Er überlegt. An dieses kleine Land habe er noch nie gedacht – eher an Deutschland als Zielland einer geplanten Flucht. „Warum nicht Österreich?“, meint Hamid schließlich und lächelt. Mich beschleicht ein unangenehmes Gefühl. Ob er nicht Angst habe, dass er in einem überfüllten Boot im Meer zu Tode kommen könnte? Hamid schaut um sich. „Sieh dich doch um in diesem Lager. Denkst du, hier wartet ein Leben auf mich in Eigenständigkeit und Würde?“ Ich erhasche einen Blick ins Innere einer der wenige Quadratmeter großen Behausungen aus Plastikplanen. Er hat recht. Und selbst, wenn der IS abziehen würde, gäbe es für Hamid keine Arbeit und keine Uni, an der er studieren kann. Im angrenzenden Syrien herrscht Krieg, und für ihn als Angehörigen der Minderheit der Kurden liegen die Arbeitschancen in vielen Nachbarländern fast bei null. „Ist’s da nicht allemal gescheiter, die Flucht zu wagen in ein Land, wo ich zumindest von einem Leben träumen kann?“

Mut haben, Meilensteine setzen

Mein Besuch im Flüchtlingslager Kawergosk ist sieben Jahre her. Neben der bewaffneten Auseinandersetzung in Syrien, die 2011 ihren Anfang nahm, gibt es nun auch in Europa Krieg, und während dieser Text entsteht, sind mehr als 100 Millionen Menschen weltweit auf der Flucht.

Von Krieg, Gewalt und politischer Verfolgung blieb ich bislang Gott sei Dank verschont. Der Zufall wollte es allem Anschein so; ich zumindest habe nichts dazu beigetragen, dass ich im Frieden leben kann. Trotz mancher Unsicherheiten, die mein Dasein ausmachen, bin ich privilegiert – selbst als Frau, die in so gut wie jedem Land der Welt Männern gegenüber benachteiligt ist. Ich kann aufbrechen – nahezu wohin ich will. Um im Ausland sein zu können, reicht es an vielen Grenzstationen, meinen EU-Pass herzuzeigen, und wenig später darf ich einreisen – ja mehr noch: durch Grenzübertreite kann ich für meine Biographie relevante Meilensteine setzen – etwa dann, wenn ich im Ausland bin und dort gemachte Erfahrungen mich prägen.

Klar, wie jeder Mensch, so bin auch ich begrenzt, in meinen finanziellen Möglichkeiten, in meiner körperlichen Kraft oder als Frau in der katholischen Kirche. Und letzten Endes ist eine Grenze gesetzt auch meinem Dasein, dem irdischen, so wie wir Christ*innen es glauben. Zum Leben braucht es viel Mut, denke ich, angesichts so vieler Begrenzungen. Mut, den ich mir holen kann, indem ich mir vor Augen führe, dass ich nicht für alles in meinem Leben selbst verantwortlich bin. Vieles geschieht ohne mein Zutun, einiges ist Gnade und so manches wird mir geschenkt: Gesundheit oder wunderbare Menschen, denen ich begegne; Fähigkeiten, die ich einsetzen kann, Begabung und Begeisterung.

Und da klingt er wieder, mein Ohrwurm, und macht sich breit in meinem Kopf. Doch diesmal wird mir wohligh beim Vernehmen des Textes von Eugen Eckert: „Meine engen Grenzen, meine kurze Sicht, bringe ich vor dich. Wandle sie in Weite ... Meine ganze Ohnmacht, was mich beugt und lähmt, bringe ich vor dich. Wandle sie in Stärke ... Mein verlor’nes Zutrau’n, meine Ängstlichkeit, bringe ich vor dich. Wandle sie in Wärme. Meine tiefe Sehnsucht nach Geborgenheit bringe ich vor dich. Wandle sie in Heimat, Herr*, erbarme dich.“

Anna Maria Steiner, geb. 1976 in Lienz, war von 2007 bis 2014 in der Katholischen Hochschulgemeinde als Bildungsreferentin und Chefredakteurin von *Denken+Glauben* tätig. Seit 2015 arbeitet sie in der Auslandshilfe der Caritas Steiermark. Sie mag und macht Musik und geht gerne über Landesgrenzen, am liebsten in Osteuropa und Nahost.



Foto: Neuhold

Den Glauben organisieren

Kirche im Spannungsfeld von Struktur und Inhalt
Von Anna Hollwöger

Im Presbyterium des Grazer Domes findet sich, in einer Ecke der Südseite versteckt, das Fragment einer gotischen Christophorus-Darstellung an der Wand. Vom Heiligen erkennt man nur mehr Hinterkopf und Schulter, das Christuskind allerdings ist unversehrt: Im langen, weißen Gewand, mit fliegendem roten Umhang, balanciert es auf seiner linken Hand die Weltkugel, die rechte Hand segnend erhoben. Christus vermittelt gleichermaßen Halt wie Dynamik, Sicherheit wie Leichtigkeit.

Die von ihm gestiftete Kirche lässt diese Gefühle am Beginn des 21. Jahrhunderts mitunter vermissen. Wie kann es gelingen, der allem kirchlichen Tun zugrundeliegenden 2000 Jahre alten christlichen Botschaft, die (immer noch) für so viele Menschen wichtig ist, auch heute Halt und zugleich Raum zu jener dynamischen Entwicklung zu geben, die dieses kleine Kind in der Vorstellung eines Künstlers vor mehr als einem halben Jahrtausend zu gewährleisten scheint? Diese Frage ist brisant, zumal alles darauf hindeutet, dass bisher eingesetzte Strukturen nicht oder nur mehr zum Teil tragen.

Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für Kirche ebenso wie die persönlichen Zugänge zu Religiosität, Spiritualität und Glauben waren immer in Bewegung – die Vehemenz, in der sie sich aber derzeit (durch die Pandemie zuletzt beschleunigt) zu verändern scheinen, ist auf besondere Weise herausfordernd. Kirche sucht also einen guten Weg in die Zukunft; in vielen (nicht nur österreichischen) Diözesen erkennbar durch Strukturreformprozesse, so auch in Graz-Seckau.

Auf der Suche

2017 hat Bischof Wilhelm Krautwaschl einen breit und partizipativ angelegten Kirchenentwicklungsprozess gestartet, ausgehend von ganz grundlegenden Inhalten, die den Strukturfragen bewusst vorgelagert wurden. Das war wichtig, um nicht in zwar leicht zu identifizierenden, aber nicht allein kausalen Schwierigkeiten der Kirche in der Steiermark – wie Priestermangel oder Verlust der Einnahmen durch Kirchenaustritte – hängen zu bleiben. Die grundlegende Frage für die Reform unserer Diözese war nicht: „Was braucht die Kirche?“, sondern: „Was brauchen die Menschen?“. Ein „Zukunftsbild der Katholischen Kirche Steiermark“ wurde unter großer Beteiligung vieler beraten und beim Festgottesdienst zur Eröffnung des

800-Jahr-Diözesan Jubiläums in Seckau im Dezember 2017 vom Bischof unterzeichnet. Es beschreibt wichtige Markierungen auf dem Weg der steirischen Kirche in die Zukunft, ermutigt dazu, „Gottes Melodie“ in sich aufzunehmen, und erinnert an die Berufung, „vom Geist Gottes bewegt das, was Christus gebracht hat, weiterzutragen“.

Diesem Anspruch dienen auch die strukturellen Veränderungen, die für die Diözese und für das bischöfliche Ordinariat nach und nach erarbeitet wurden. Da gab es nichts, das nicht „neu“ gedacht wurde: Welche Linien definiert man, welche Gremien werden gebildet, wer übernimmt wo Verantwortung? Strukturreformen großer Einrichtungen gleichen einander vermutlich in vielem: Am Beginn steht die Erhebung der konkreten Situation, man nimmt die bisherige Ordnung auseinander, quantifiziert und qualifiziert, beratschlagt und überdenkt. Dann schreibt man Strategien, definiert Prozesse, legt Strukturen und Rollen fest, entwickelt Qualitätskriterien und Handlungsprinzipien. Als schwierig hat sich bis heute die Vereinbarkeit mit der notwendigen Alltagsarbeit erwiesen, denn Reformarbeit ist sehr zeitintensiv, und die Umsetzung der Ergebnisse kann dauern.

Vorgaben oder Kultur

In der Managementtheorie kennt man den Satz „*Structure follows strategy*“ (Alfred D. Chandler) – die Struktur einer Institution folgt ihrer Strategie. Strategie ist nichts anderes als die Darstellung des Inhalts der angestrebten Arbeit als Kurzformeln. Den Inhalt gut zu definieren, ist schon in kleineren Einheiten nicht einfach. Wie soll das in einer Institution wie der Kirche, mit dem inhaltlichen Anspruch der Frohen Botschaft, der weltweiten Verfasstheit und ihrer zweitausendjährigen Geschichte klappen? Und wie erst das Verpacken in eine knappe Strategie?

In Graz-Seckau wurde versucht, in der iterativen Arbeit an den Reformen alle gut „mitzunehmen“, was angesichts unterschiedlicher Prägungen und Kirchenbilder, Wahrnehmungen, Bedürfnisse, Geschwindigkeiten nicht immer leicht war und ist. Die Charismen aller, die das möchten, verstärkt einzubinden und wirken zu lassen, ist eines der klar definierten Ziele des „Zukunftsbildes“ – ob im traditionellen Diözesanrat, in der neu geschaffenen (und erstmals 2025 stattfindenden) Diözesankonferenz oder außerhalb jeder Gremialarbeit im Leben der Kirche vor Ort.

Mittlerweile arbeiten alle Bereiche der Diözese (ob die neu installierten Ressorts oder schon lange arbeitende Einrichtungen) seit 2019 im Sinne der Diözesanstrategie. Es hat sich gezeigt, dass das Verhältnis von Struktur zu Inhalt sehr unterschiedlich gesehen wird – trotz der bewussten inhaltlichen Grundlegung durch das Zukunftsbild lenken die vielen (notwendigen) Organisationsumstellungen, die in einer Diözese wie der unseren natürlich dauern, stark davon ab, dass Strukturen dem Inhalt dienen (sollen) und der materielle Gestaltungsspielraum insbesondere in der Seelsorge (immer noch oder jetzt erst recht) ein großer ist respektive zumindest sein sollte.

(Selbst-)Vertrauen

Manches gelingt schon gut, manches mit Mühen oder gar nicht. Mitunter braucht es eine Veränderung des gewohnten Arbeitens – da kann es schon vorkommen, dass die bisherigen Gepflogenheiten und die kirchliche Unternehmenskultur nicht wirklich helfen, die Strategie umzusetzen: „*Culture eats strategy for breakfast*“ – Die Kultur verspeist die Strategie zum Frühstück –, schreibt der Ökonom und Managementtheoretiker Peter Drucker. Veränderungsprozesse (inhaltlicher wie struktureller Natur) sind gleichermaßen gefährdet, einem institutionellen oder auch persönlichen inneren Schweinehund zum Opfer zu fallen, könnte man es auf gut steirisch formulieren.

Alle Veränderungen, große wie kleine, leben von der Bereitschaft aller Beteiligten, sich auf mitunter zeit- und austauschintensive Entscheidungsfindungsprozesse einzulassen und den Blick aufs große Ganze nicht zu verlieren – und vom Vertrauen darauf, dass alle sich der offenen Agenden getreulich und mit Kompetenz annehmen. Dieses Vertrauen bedarf (das wurde und wird im Arbeitsalltag bei uns in Graz immer wieder unterschätzt) eines nicht selbstverständlichen neuen Selbstbewusstseins der handelnden Personen. Die notwendige Abstimmung erfolgt *inter omnes* in den Gremien oder *inter partes*, und definierte Prozesse (einige davon sind immer noch im Entstehen) stellen sicher, dass alle eingebunden werden, die es für gute Ergebnisse braucht. Der Kinderkrankheiten gibt es einige, die meisten fallen in die Kategorie „Kommunikation“, einige haben mit dem (materiellen) Verständnis der Aufgaben zu tun.

Synodale Grundhaltung

Wenn Papst Franziskus im Herbst 2023 zu einer Weltbischofssynode zum Thema „Für eine synodale Kirche: Gemeinschaft, Teilhabe und Sendung“ einlädt, ist dies

ein Versuch, materielle Vorgaben, konkret das, was die Menschen bewegt, nicht nur zu erkennen, sondern auch konkrete Schlüsse daraus zu ziehen. Seit Mai 2021 läuft ein weltweiter synodaler Prozess, der offen ist „für alles, was aus den Ortskirchen kommt“; der Papst setzt also bewusst auf den *sensus fidelium*, den Glaubenssinn aller Glaubenden. Wenn er nun zu einer „Synode über die Synode“ einlädt, so mag das irritieren. Hat die Kirche denn keine konkreten Themen zu klären, Antworten auf im Raum stehende Fragen zu formulieren? Die Intention von Franziskus ist evident: Der Papst fordert Synodalität als Grundhaltung ein. Er erinnert unermüdlich an ihre Bedeutung als eines der „kostbarsten Vermächtnisse der letzten Konzilssitzung“ und rekurriert damit auf die im Konzilstext *Gaudium et spes* benannte Pflicht der Kirche, „nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten“. Diese – synodale – Annäherung könnte also helfen, mögliche Implikationen für Inhalt wie Strukturen, ob in einer Diözese oder weltweit, zu überprüfen, und zwar permanent, und so in einem adäquaten Verhältnis zueinander zu halten.

Die Verantwortung, das gut auszutarieren, wiegt schwer, geht es doch um nichts weniger als konkrete Glaubensinhalte und damit verknüpft um die gesellschaftliche Relevanz von Kirche. Unser Selbstverständnis ist klar: Die wichtigste Aufgabe als Kirche ist es, einen Dienst für die Menschen und die Gesellschaft zu leisten – Orientierung geben, Hoffnung vermitteln, Hilfe leisten. Ob diese Trias Glaube – Liebe – Hoffnung allerdings von außen erkennbar ist und wahrgenommen wird, gilt es ständig kritisch zu hinterfragen. Kirche ist Treuhänderin dessen, was Menschen ihr anvertrauen; das zu erkennen, ja zu antizipieren, und demgemäß zu handeln, ist die hohe Schule der Nächstenliebe.

Dieses kleine Christuskind auf den Schultern eines übergroßen Christophorus im Grazer Dom macht es uns vor: den Menschen Gutes zusprechen und zugleich gut mit der Welt verbunden sein.



Anna Magdalena Hollwöger, geb. 1967 in Graz, studierte Juristin. Seit 2002 Mitarbeiterin der Diözese Graz-Seckau, u. a. als Pressesprecherin. Seit 2017 Generalsekretärin der Katholischen Aktion Steiermark, seit 2020 zudem Leiterin des diözesanen Ressorts Seelsorge & Gesellschaft.

Foto: Neuhold

Über Gott und die Welt nachdenken

Nachlese aus Beiträgen in *Denken+Glauben* seit 2012

„Johannes Paul II. wollte mehr als bisher herausstellen, dass die menschliche Arbeit der wesentliche Schlüssel in der gesamten sozialen Frage ist. Mit Blickrichtung auf die ganze Welt sprach er bereits 1981 von einer notwendigen Neuordnung der Wirtschaftsstrukturen und einer Neuverteilung der Arbeit. Seine Überlegungen zum Thema Arbeit beginnt der Papst mit dem Buch Genesis und dem Auftrag des Schöpfers ‚Macht euch die Erde untertan‘ und der Hoheitsstellung des Menschen als Abbild Gottes. ‚Untertan machen‘ kann damit niemals Willkürherrschaft bedeuten, sondern verweist auf die Arbeit des Menschen, in der er sich einerseits schöpferisch selbst verwirklicht, andererseits Solidarität gegen die Gefahr der Ausbeutung entwickeln muss. Denn in erster Linie ist die Arbeit für den Menschen da und nicht der Mensch für die Arbeit.“
(*Rudolf Jopp / Alois Wolkingner, Nr. 166, Winter 2012*)

„Wir müssen akzeptieren und zulassen, dass wir ‚zwischen‘ leben: Zwischen der Geburt und dem Tod, zwischen Aufstehen und Zu-Bett-Gehen, ja sogar zwischen Frühling und Winter spielt sich das pralle Er-Leben ab. Unser Leben ist ein Zwischen-Dasein, zwischen Freud und Leid, Höhen und Tiefen oszillierend. Zwischen dem Er-Leben kann uns die Stille der Kirche, das Meditieren, das Gespräch mit Gott dahin führen, den richtigen Weg zu finden. Wir müssen nur die Zeit des ‚Zwischen-Seins‘ zulassen, akzeptieren und dulden, um das Ungelöste im Herzen aufzulösen.“
(*Anita Pretenthaler-Ziegerhofer, Nr. 168, Sommer 2013*)

„Zur Heimat können bekanntlich alle Orte werden. Darin unterscheidet sich kein Ort von allen anderen Orten der Welt. Es gibt Heimat: Sie ist die Außenwelt als eigene Innenwelt und damit Außenwelt an ihrer Innenseite. Heimat ist natürlich mehr Sehnsucht und Erinnerung als Gegenwart. Auch sie ist Projektion, aber von innen. Auch sie ist Utopie, aber erlebte. Es gibt sie nicht, aber wir sind immer mal wieder in ihr – kurz [...]. Religion, sagt Alfred North Whitehead, ist das, was das Individuum aus seinem eigenen Solitärsein macht. Sie ist Einsicht in das Einzig-Sein, in das Auf-sich-gestellt-Sein, das Mit-sich-zuletzt-Alleinsein des Menschen. Diese Einsicht in die unüberwindbare Trennung

von allem anderen, was ist, mit dem man aber zugleich auf je spezifische Weise sich verbunden erfährt, erschreckt und fasziniert. Vor allem aber ist sie eine Strategie, ein Gesamtverhältnis aufzubauen zu allem, was ist. Religion tut genau dies. Die metaphysische Heimatlosigkeit der Neuzeit ist also nicht wirklich neu. Sie gründet im Grund jeder Religion. Denn diese bekämpft jene. Sobald man das entdeckt hat, kann man nicht mehr einfach in einer religiösen Heimat sein. Man ist immer zugleich drinnen und draußen [...]. Heimat, wirkliche Heimat gibt es nur bei Gott.“
(*Rainer Bucher, Nr. 169, Herbst 2013*)

„Wenn wir von Grenzen im Kopf sprechen, die wir abbauen müssen, geht es eigentlich um etwas Anderes. Es geht um Aufbau von Wissen, dass unser Leben, unsere Identität vielfältig und durch Differenz geprägt ist, dass Ambiguität und Ambivalenz als Möglichkeit zur Gestaltung unseres Lebens und als Bereicherung unserer Identität zu werten sind, als Öffnung im Kreativen, Abstrakten und Gedanklichen.“
(*Roberta Maierhofer, Nr. 173, Herbst 2014*)

„Ist die Abwesenheit von Krieg schon Frieden? Ist das, was Russland derzeit erlebt Frieden? Kann man Frieden mit Waffengewalt und Drohkulisse schaffen? Wie brüchig das ist, was wir ‚Frieden‘ nennen, erleben wir in diesen Tagen in der Ukraine so augenfällig. Und ernüchtert stellen wir fest, wie viel Frieden wir uns eingebildet haben in Europa.“
(*Martina Linzer, Nr. 173, Herbst 2014*)

„Die Qualität von Wissen zeige sich im Tun. Erst wenn Menschen Zusammenhänge erkennen, abwägen und Entscheidungen treffen können, um ihr Leben, ihre Beziehungen sinnvoll zu interpretieren und zu gestalten, werde Wissen relevant und wirksam.“
(*Gudrun Pichler im Gespräch mit Rudolf Egger, Nr. 174, Winter 2014*)

„Die Freiheit ist, christlich gesprochen, das größte Geschenk, das Gott der Menschheit bei der Schöpfung gemacht hat.“
(*Bruno Almer, Nr. 174, Winter 2014*)

„Werden die Geisteswissenschaften sich wieder emanzipieren können von Werten wie Gewinnstreben und Nutzenmaximierung, dann wird ihnen hoffentlich auch als Institution erneut Vertrauen in ihre Bedeutung entgegengebracht werden. Vielleicht sollten wir uns erneut auf die Suche nach dem Ausgang aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit geben. Sapere aude 2.0.“
(Jennifer Brunner, Nr. 175, Frühjahr 2015)

„Gott‘ ist daher kein weiterklärender Supergegenstand, sondern ‚die Erfahrung maximaler Distanz‘, die uns zu immer weitergehender, niemals zur Ruhe kommenden Sinnsuche befähigt.“
(Peter Gaitsch, Nr. 177, Herbst 2015)

„Es ist immer amüsant, Menschen beim Verlassen eines Kinos zu beobachten. Ihre Gesichter, die Art, wie sie sich bewegen und unterhalten, alles, was sie tun, befeuert das Ratespiel, was sie gerade gesehen haben. Teenagergruppen, die sich unmittelbar nach dem Abspannen die besten Pointen einer Brachialkomödie nacherzählen, junge Männer mit festem Gang und leuchtenden Augen, die wieder einmal erfahren haben, dass ein Mann im Alleingang die Welt retten kann, aber auch schweigsame Gestalten mit glasigen Augen, die – eher als Individuen als in Gruppen – erst verarbeiten müssen, was ihnen gerade gezeigt wurde: Filme provozieren Emotionen und rütteln an Weltbildern. Zumindest bis der Alltag das Publikum beim Einsteigen in die Straßenbahn oder beim gemeinsamen Bier in der nächsten Bar wieder einholt.“
(Harald Koberg, Nr. 178, Winter 2015)

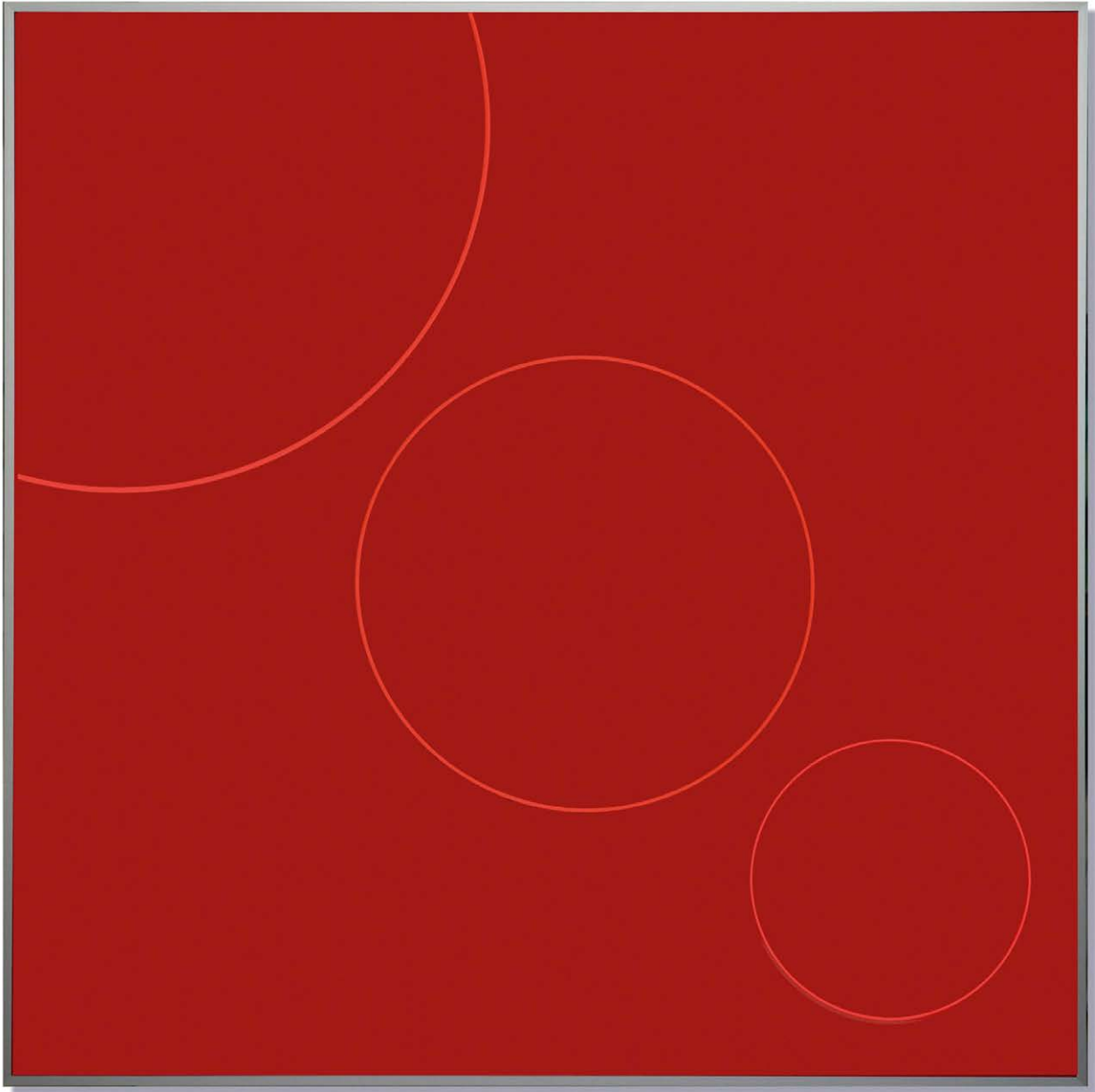
„Katholisch meint nunmehr nicht konfessionell, sondern universell. Es umfasst die eine Welt Gottes, die eine Menschheit. Diese Katholizität lebt davon, dass – wenn nur ein Gott ist, jede eine, jeder einer von uns ist. Das gilt gleichermaßen für den Kriegsflüchtling aus Homs wie für die vielen Menschen, denen das Mittelmeer auf ihrer Flucht vor der Armut zum Grab geworden ist. Wer dergestalt katholisch ist, denkt und fühlt weit. Katholisch – wohlgermerkt, nicht mehr konfessionell, sondern universell – ist damit eine Gegenbewegung zur Angst. Denn Angst führt – so schon das Wort *angustia* – in die Enge. Katholizität hingegen in die Weite.“
(Paul Michael Zulehner, Nr. 179, Frühjahr 2016)

„Denn während die Kirchen weitgehend ohne auskommen, stolpere ich andernorts häufig über das Paradies: in der Werbung. Geschenkeparadies, Blumenparadies, Kinderparadies. Das Paradies ist ständig und überall im Angebot, nur dort nicht, wo es eigentlich herkommt. Ich vermute, dass alle Menschen sich insgeheim nach einem perfekten Ort sehnen [...]. So ein Ort tut gut, der Gedanke daran erlaubt uns eine kleine Pause, ein Atemholen; man könnte auch sagen: eine Flucht. Kein Wunder, dass die Werbung diese Sehnsucht nach Flucht nützt. Aber warum reden nicht auch die Kirchen, deren ureigenstes Territorium doch das Paradies sein müsste, wieder davon? Sich das Paradies auszumalen, davon zu träumen, tut gut. Ja, es ist eine Flucht aus der Realität. Aber genau das brauchen wir manchmal. Also los! Wie stellst Du Dir das Paradies vor? (Im Ernst, aber gerne mit Humor.)“
(Diemut Stangl, Nr. 186, Winter 2017)

„Nein. Was aber gerade mit Vollgas an die Wand fährt, ist die Möglichkeit, bequem auf diesem Planeten zu leben [...]. Nicht der Planet hat ein Problem mit ein paar Grad mehr Hitze, sondern die Lebewesen auf diesem Planeten. Dazu gehören auch die Menschen. Wir sind es, die an die Wand fahren.“
(Agnes Hobiger auf die Frage, ob unser Planet gerade „an die Wand fährt“, Nr. 193, Herbst 2019)

„Von Gott zu sprechen bedeutet, von einer Wirklichkeit zu sprechen, die unsere Vereindeutigungen per Definition unterläuft. Gott wäre nicht ‚Gott‘, ließe er sich durch unsere Begriffe und Unterscheidungen abschließend darstellen. Wer von Gott spricht, tut dies prinzipiell im Modus der Annäherung.“
(Annette Langner-Pitschmann, Nr. 196, Herbst 2020)

„Die Macht des Geistes liegt in erster Linie nicht darin, der Macht Geist einzubläuen. Sie liegt darin, den Menschen klarzumachen, dass sich Macht und Geist meistens umgekehrt proportional verhalten. Und das ist, wie ich hinzufügen möchte, so in Ordnung, weil es der Weg ist, den die Dinge dieser unserer Welt – gemäß einem höheren Wollen oder Befund? – nehmen sollten. Die Macht des Geistes besteht gerade in seiner Machtlosigkeit! Deshalb haben die Mächtigen vor ihm Spundus: Hier ist eine Grenze, die sich nicht wegkaufen, nicht wegbomben lässt.“
(Peter Strasser, Nr. 202, Herbst 2022)



Hellmut Bruch, Immer größer, 2018. Rotes fluoreszierendes Acrylglas, 100 x 100 x 0,3 cm.
© Bildrecht Wien 2021

Zum Guten Hirten und Wirten / [...] Gastfreundschaft im Domherrenhof zu Graz / Bürgergasse 1 / für erlesene Weine und köstliche Speisen wird garantiert / vgl. Ps. 23

Das lese ich auf der vor mir liegenden Papierserviette, als ich in einer Grazer Prälatenwohnung in der Stadtkrone zur Tafel geladen bin. Eben ist das 800er-Jubiläumsjahr unserer Diözese mit einem Reigen von Veranstaltungen, Ausstellungen und Reden zu Ende gegangen. Als Dank für den gemeinsamen Weg zu diesem Jubiläum lädt der „gute Hirte“ das Organisationsteam zu sich ein und wartet mit einer kalten Platte und steirischen Tropfen auf, um mit uns noch einmal zurück auf die gemeinsam durchlebte Zeit voller Experimente, Debatten und Sinnkrisen zu blicken. In dieser letztlich mit schönen Ereignissen gekrönten Zeit habe ich diesen Hirten Heinrich Schnuderl als einen Priester und – ja – Kirchenmanager erlebt, der „Prozesssicherheit“ ausstrahlt; der ein vielleicht unrealistisches, aber *weitherziges* (Groß-)Projekt nicht bloß in Gremien abnickt, um sich dann hinter knöcherner Kirchenbürokratie zu verstecken, wenn die Umsetzung ungemütlich wird, sondern der ein solches auch mitträgt und als Spiritus Rector diesem Projektknochen inhaltliches Fleisch anheftet. Einer Sache, der er sich nach eingehender Prüfung verschrieben hat, ist ein Heinrich Schnuderl eisern loyal und kritisch verbunden. Auch bei Gegenwind. Selten sieht man, dass jemand wie er – dem identitären Neusprech unserer Tage zufolge ein „privilegierter, weißer, alter Mann“ – bereit ist, das Privileg einer repräsentativen „Dienstwohnung“ aufzugeben, wenn es ein Zukunftsprojekt der Kirche erfordern sollte. Bemerkenswert ist es auch, wie sehr er junge Gewächse gefördert hat: Ein Heinrich Schnuderl taucht schon einmal bei einer Präsentation von einem meiner – wenig kirchenbezogenen – zeithistorischen Bücher auf und schreibt, wenn ich einen Buchpreis bekomme, an meinen Ex-Chef Thomas Bäckemberger: „Wir können stolz auf solche Mitarbeiter sein! Ich freue mich über einen solcherart geehrten ehemaligen PRO-SCIENTIA-Angehörigen. Heinz.“

Apropos PRO SCIENTIA: Bei einem Treffen dieses von ihm so geschätzten Studienförderungswerkes hat mir Erhard Busek eine Anekdote erzählt: Schnuderl, dieser breitschultrige, sich nie als „Haltungsturner“ (Martin Haidinger) ideologisch anbietende Advokat des II. Vatikanums, habe einmal auf eine erwartungsvolle Gruppe junger, progressiver Zuhörer wie ein grantelnder Vertreter des starren Kirchen-Establishments eingeredet. Nachdem

ihm die Enttäuschung in den Gesichtern bewusst geworden war, habe Schnuderl, so Busek, „schnell ein Glaserl getrunken, einmal durchgeschnauft“ und danach sei der Dialog ganz anders, warmherzig nämlich, verlaufen.

Diese nicht um Zustimmung des Gegenübers heischende Standhaftigkeit bei gleichzeitiger pastoraler und intellektueller Integrität war und ist dem Jubilar wohl „Wurzel und Fessel zugleich“ (Johannes Rauchenberger). Als ich ihm einmal kritische Anmerkungen zu einem Text mailte, blieb Schnuderl standhaft:

Lieber Herr Dr. Traussnig!

Danke für Ihre Meldung.

Wir haben Ihre seinerzeitige Anregung [...] durchaus überlegt und uns dann doch dazu entschlossen – ich habe mich vor allem dafür eingesetzt – das Bekenntnishafte nicht als Anhängsel, sondern entsprechend auch dem Ort [...] an den Anfang zu setzen. Captationes benevolentiae sollten in einem solchen Text kein besonderes Gewicht haben. Die Aussage, dass wir Gott nicht besitzen, sondern ihn mit vielen Menschen suchen, wird ohnehin bei manchen ein Aufhorchen, vielleicht auch mentalen Widerstand wecken.

Auch gegen Widerstände klar und glaubwürdig „CEO-artige“ Entscheidungen treffen und dabei ein guter Hirte sowie fordernder und fördernder Wegbereiter zu sein – dafür steht einer wie Heinrich Schnuderl. Und dass Almuth Spiegler, eine der gescheitesten Kulturjournalistinnen dieses Landes, folgende Zeilen schreibt, ist zu weiten Teilen seiner Beharrlichkeit, Ehrlichkeit und Weitherzigkeit zu verdanken: „Es soll tatsächlich Themen geben, die sexyer zu erzählen sind als Kirchengeschichte. In Graz hat man sich davon nicht abschrecken lassen, sondern alles getan, um das 800-Jahr-Jubiläum der Diözese Graz-Seckau nicht zum staubigen Pflichttermin mit Bischofsmütze verkommen zu lassen.“

Florian Traussnig, geb. 1979 in Klagenfurt, gelernter Einzelhandelskaufmann, bis Ende 2021 Chefredakteur von *Denken+Glauben*. Er ist Kurator für Diskurs & Zeitanalyse im KULTUM Graz und promovierter Historiker am Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung in Graz, wo er u. a. zum österreichischen 38er-Exil in US-Kriegsinstitutionen arbeitet.



Foto: Lamprecht

Über den Glauben philosophieren

Was der philosophische Blick auf einen menschlichen Grundvollzug sichtbar macht.

Von Reinhold Esterbauer

Die Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde in Graz trägt den Titel *Denken+Glauben*. Liest man das Thema dieses Beitrags, hat man auf den ersten Blick den Eindruck, dass es meine Aufgabe sei, über den Titel der Zeitschrift und seine Implikationen nachzudenken. Bei genauerem Hinsehen merkt man allerdings, dass „denken“ und „glauben“ bzw. „philosophieren“ und „glauben“ nicht dasselbe meinen, sondern in einem erst zu klärenden Verhältnis zueinander stehen. Dieser Relation möchte ich im Folgenden nachgehen, weil mir scheint, dass bei rechter Differenzierung zutage treten kann, was es heißt, über den Glauben zu *philosophieren*.

Stellte man „denken“ und „glauben“ bloß additiv nebeneinander, könnte man annehmen, dass damit gemeint sei, dass die einen glauben und die anderen eben denken. Dieses scheinbar friedliche Nebeneinander wird aber schnell zu einer Abgrenzungsformel, die mitunter kämpferisch gegen den Glauben gerichtet worden ist. So hat etwa Michael Schmidt-Salomon, der Mitbegründer der Giordano-Bruno-Stiftung, die sich einer säkularen Weltanschauung verschrieben hat, einen seiner Vorträge mit folgender Frage überschrieben: „Glaubst du noch oder denkst du schon?“ Dort wird der Glaube als etwas vorgestellt, das durch das Denken, also die Rationalität, überwunden werden müsse, da er bloß irrational sei. Anders gesagt: In einer aufgeklärten Gesellschaft löse das Denken den Glauben ab.

Eine wieder andere Verhältnisbestimmung zwischen „denken“ und „glauben“ folgt allein daraus, dass es Theologie als Wissenschaft gibt. Der Glaube vollzieht sich in verschiedenen Formen, etwa in der Liturgie, in der Diakonie oder in besonderen Weisen des Zusammenlebens. Offensichtlich verlangt er aber auch danach, be- und überdacht zu werden. Der Glaube sucht gleichsam das Denken, wie es in der bekannten Formel Anselms von Canterbury zum Ausdruck kommt, in der das Denken mit der Vernunft identifiziert wird. Anselm meint, dass sein Glaube die Vernunft suche. Der Satz *fides quaerens intellectum* bringt dieses Verlangen ebenso zum Ausdruck wie folgender Satz Anselms im Proömium seines Proslogiums: „*Neque enim quaero intelligere ut credam, sed credo ut intelligam.*“ Der Ausgangspunkt ist demnach der Glaube, der danach drängt, auch durch vernünftiges

Denken zur Erkenntnis zu gelangen. Weitergedacht führt diese Formel zu einer möglichen Bestimmung von Theologie als „Glaubenswissenschaft“, wie sie Max Seckler im *Handbuch der Fundamentaltheologie IV* vorgeschlagen hat. Für das Verhältnis von „denken“ und „glauben“ bedeutet dies, dass der Glaube sich dem Denken nicht versperrt, besonders dann nicht, wenn dieses den Glauben vernünftig zu rekonstruieren versucht.

Über den Glauben reflektieren

Damit ist freilich immer noch nicht luzid gemacht, was es heißt, über den Glauben zu *philosophieren*, außer man folgt der eben vorgestellten Bestimmung von Theologie. Wenn einerseits zu philosophieren bedeutet, vernünftig zu denken, und solches Reflektieren Wissenschaft auszeichnet sowie andererseits die Theologie der vernünftig bedachte Glaube ist, würde über den Glauben zu philosophieren einfachhin bedeuten, Theologie zu treiben.

Einer solchen Auffassung widerspricht freilich die Einsicht, dass Philosophie nicht hinreichend erfasst ist, wenn man sie bloß als vernünftiges Denken bestimmt. Denn eine solche Definition würde nicht beachten, um welchen Gegenstandsbereich es der Philosophie geht. Man könnte Philosophie in diesem Fall nicht mehr von den anderen Wissenschaften unterscheiden, die ja ebenfalls in Anspruch nehmen, vernünftig zu denken. Wenn es also darum gehen soll, über den Glauben zu *philosophieren*, aber nicht „bloß“ darum, seine Inhalte vernünftig darzulegen, wird eine Perspektive einzunehmen sein, der zufolge der Glaube gleichsam von außen überdacht wird. Solche Versuche kennt die Philosophie, was die Frage nach der Existenz Gottes betrifft, als philosophische Gotteslehre oder, was das Problem betrifft, zu bestimmen, was denn Religion sei, als Religionsphilosophie.

Es geht gemäß dieser Fragestellung nicht darum, dass Glaubensinhalte durchdacht und auf ihre Vernünftigkeit hin überprüft werden, was die Philosophie zu einer Form von Theologie machen würde. Es heißt aber auch nicht, Glaubende empirisch, etwa naturwissenschaftlich, zu untersuchen. Vielmehr kommt es darauf an, den Glauben als Akt des menschlichen Selbst- und Weltvollzugs in den Blick zu nehmen, also die *fides qua*, aber nicht, insofern

der Glaubensakt die Gnade Gottes zu seiner Voraussetzung hat, wovon die christliche Theologie ausgeht, sondern insofern er ein anthropologisches Datum ist.

Glauben als gestimmter Weltbezug

Was fällt auf, wenn jemand diese Perspektive einnimmt und in philosophischer Denkhaltung darüber reflektiert, was geschieht, wenn eine glaubende Person eben glaubt? Diese Frage lässt einen stutzig werden, denn man ist veranlasst weiterzufragen, ob sich wirklich kürzere Zeitabschnitte ausmachen lassen, zu denen jemand glaubt, und solche, wann er das nicht tut. Zu glauben scheint kein punktueller Akt zu sein, den man zu einem bestimmten Zeitpunkt beginnt und dann wieder beendet, so wie man etwa Gebetszeiten einhält. Zu glauben ist offenbar ein menschlicher Selbst- und Weltvollzug, der sich nicht zwischendurch einfach sistieren lässt, sondern eine besondere Weise der Weltoffenheit voraussetzt, eine basale Gestimmtheit, die jemandes Bezügen auf sich und auf die Welt einen spezifischen Modus verleiht, den Nicht-Glaubende so nicht kennen. Vergleichbar scheint mir solches Gestimmtsein mit derjenigen Stimmung, in die einen Musik versetzt. Es ist einem Glaubenden oder einer Glaubenden eine bestimmte „Welt *als Welt*“ eröffnet, also ein Horizont, vor dem man sich überhaupt erst auf etwas „in“ dieser Welt beziehen kann, wie es Günther Pöltner auch in Bezug auf eine „Sprache der Musik“ formuliert. Er eröffnet Glaubenden eine besondere Art, Welt zu erschließen, nämlich diese und sich selbst auf Transzendenz hin ausgerichtet zu wissen. Wie eine solche Orientierung inhaltlich näher bestimmt wird, hängt von unterschiedlichen Traditionen und religiösen Denominationen ab. Voraussetzung dafür scheint mir aber der beschriebene elementare Daseinsmodus zu sein, ohne den ein Glaubensleben kaum denkbar ist.

Wiewohl ohne dieses Fundament Glaube nicht vollzogen werden kann, reicht der Hinweis auf solches Gestimmtsein allein nicht aus, um philosophisch darzulegen, was es denn bedeute, zu glauben. Denn zu glauben heißt auch, eine bestimmte Praxis an den Tag zu legen, also auf eine bestimmte Art und Weise zu leben. Nicht jede Grundstimmung erlaubt jede Lebensform, vielmehr wird diese von jener bestimmt. So werden Menschen mit einer

Transzendenzhoffnung anders leben als jene, die eine solche nicht teilen können. Denn wenn man von einer solchen Grundstimmung erfasst wird und keine nihilistische Einstellung hat, ist man nicht dazu gezwungen, mit der Kälte des Universums ohne Sinnstruktur fertig zu werden, sondern wird darauf vertrauen, dass die Welt durch eine grundlegende Güte ausgezeichnet ist, die etwa die eigene Existenz lebenswert macht. Dadurch wird der Glaube zu einem Akt des Vertrauens, dass es sich lohnt, zu leben und sich etwa für Gerechtigkeit einzusetzen. In den drei abrahamitischen Religionen wandelt sich ein solches allgemeines zu einem personalen Vertrauen angesichts eines transzendenten Gottes, der als Schöpfer der Welt verstanden wird.

Glauben als Vertrauen

Was also könnte es heißen, über den Glauben zu philosophieren? Wenn die vorangehenden Überlegungen stimmen, stellt die Frage einen vor die Aufgabe, weitestgehend ohne ein konfessionelles Apriori darüber nachzudenken, was es bedeutet, dass Menschen ihren Weltzugang aus einer Grundstimmung heraus gestalten, die nicht nur sie selbst, sondern auch die Welt auf Transzendenz hin ausgerichtet sein lässt. Darüber hinaus ist zu reflektieren, was es meint, dass sie aus einem solchen Vertrauen heraus leben und sich in ihm handelnd auf sich und die Welt beziehen.

Denken+Glauben sowie „über den Glauben philosophieren“ bedeuten also nicht dasselbe. Der Titel der Zeitschrift umfasst noch viel mehr als den bescheidenen Versuch der Philosophie, auch etwas über den Glauben zu sagen.



Reinhold Esterbauer, geb. 1963 in Tamsweg, Professor für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz. Arbeitsschwerpunkte: Philosophische Anthropologie, Religionsphilosophie, Naturphilosophie, Phänomenologie.

Foto: Radlinger

Konservendose, Kiste, Kathedra

Reminiszenzen an ein besonderes Verständnis von Religion und Kunst
Von Johannes Rauchenberger

„Ehre, wem Ehre gebührt!“, sagte der damalige Hochschulseelsorger Heinrich Schnuderl, als ich mich für dessen Nachruf – es war wohl in *Denken+Glauben* – für den damals eben verstorbenen Josef Fink (1941–1999), den Gründer und langjährigen Leiter des Kulturzentrums bei den Minoriten, bedankte. Dieser hatte sich als Kapitän des „Flaggschiffs für Kunst und Religion in der Steiermark“ verstanden, sich aber dabei sehr allein gefühlt. Dass der Chef der Hochschulgemeinde ihn also posthum ehrte, klang damals nicht selbstverständlich. Viele Jahre später erst nahm ich davon Kenntnis, dass Schnuderl eines der zentralsten Werke Finks in seiner Wohnung hängen hat: „Das Licht des Kinnereth“.

Dabei war es einige Wochen vorher derselbe Heinz Schnuderl gewesen, der wirklich erregt war, als er erfuhr, dass wir bei der *Kleinen Zeitung* den vollen Preis für die ganzseitige Parte bezahlt hatten: „Eine Frechheit! Das hätte man doch deutlich runterhandeln können.“ Heinrich Schnuderl ist ein *zoon politikon* durch und durch; einen feingliedrigen Kunstmann hätte man auf den ersten Blick eigentlich weniger mit ihm verbunden. Ich lernte die Kultur von ihm vor allem in seiner *parrhesia* schätzen. Die freimütige, ungetrübte Rede zeichnet ihn aus, eine Eigenschaft. Oder eben die Geradlinigkeit. Und auch die Gabe, sich bedanken zu können. Und schließlich die Eigenschaft, dass man sich in den „Dingen dieser Welt“ auch ein wenig auskennen sollte. Das ist und war Heinrich Schnuderl. Auch im Hinblick auf das Verhältnis von Kunst und Religion, zu dem er durchaus eigene Vorstellungen hatte.

Weitblickend offen und kritisch

„Ehre, wem Ehre gebührt!“ Das gilt jetzt für Heinrich Schnuderl. Nicht als Nachruf, aber irgendwie doch – *nunc pro tunc*. Also: *De mortuis nihil nisi bene!* Aber *de viventibus?* Schnuderl geht eigentlich mit einem weisen Lachen in das Alter. Dabei konnte er früher durchaus grantig sein, vor allem, wenn man *nicht* sein direkter Untergebener war. „Narrative! Reden Sie doch so, dass man Sie versteht!“ Einen solchen Bannfluch musste ich beispielsweise vom damaligen aufbrausenden Generalvikar Schnuderl über mich ergehen lassen, als es darum ging, für „800 Jahre Diözese Graz-Seckau“ das Ausstellungskonzept zu liefern, und ich dabei von „historischen Narrativen“, die die Kirche dieses Landes auszeichnen würden, sprach. Gerade die (Glaubens-)Geschichte, die „Last und Inspiration“ sein

kann, ist ja Narrativen unterworfen, als Macht-, Angst-, Religionskonflikts-, Grenz-, Denk-, Armut- und Schönheitsgeschichte. Schnuderl missfiel das Wort „Narrative“, nicht jedoch das, was damit gemeint war.

Für kritische Blicke war Schnuderl deshalb offen: *Denken+Glauben*, die Zeitschrift, die er 1982 mit Harald Baloch gegründet hatte, ist ein jahrelanger Beweis. Notfalls steuerte er sogar selbst kritische Beiträge bei. Nachdrücklich hatte er für „Last & Inspiration“, die Ausstellung zum Diözesan-jubiläum im Priesterseminar, ein Ausstellungsobjekt aus seiner eigenen Sammlung eingemahnt, ein Plakat von Karl Neubacher mit einer gekreuzigten Konservendose, versehen mit dem Spruch: „Wer hat ihn zur Konserve gemacht?“ Für dieses Plakat zeichnete der junge Studentenseelsorger Schnuderl in der KHG Leoben 1972 verantwortlich.

Wir verdanken Schnuderl damals die Entscheidungen zu insgesamt fünf Ausstellungen im Jubiläumsjahr „800 Jahre Diözese Graz-Seckau“ 2018. Aber auch bei der Ausstellung „entgegen. ReligionGedächtnisKörper in Gegenwartskunst“ zur II. Europäischen Ökumenischen Versammlung 1997 war er ein mächtiger Türöffner zur geldgebenden Politik. Heinz Schnuderl war Stratege, Ermöglicher, er war und ist von jener Sorte von weitblickenden Prälaten, die die katholische Kirche auch kulturell „katholisch“, also allumfassend, machten.

Heinrich Schnuderl hatte 2015 als Diözesanadministrator für einige Monate den vakanten Bischofssitz in Graz inne. Mangelnder Gestaltungswille hatte ihn auch dabei nicht ausgezeichnet. Er gab rasch öffentliche Interviews zur Zukunft der Kirche und vor allem, wie sie sich ändern müsste, damit das pastorale Netz nicht so weit geknüpft wird, dass auch „die Normalen“ dort durchfallen werden. Seiner Geisteshaltung entsprechend verdanken wir ihm auch nach dieser Zeit einen sehr schönen Text der Selbstverpflichtung als Kirche, den Bischof Wilhelm Krautwaschl später bei der Abschlussveranstaltung zu „800 Jahre Diözese Graz-Seckau“ auf dem Grazer Hauptplatz vorgetragen hat: die „Botschaft für die Steiermark“. Eine Passage darin lautet: „Wie erleben heute einen dramatischen Glaubensumbruch. Viele sind von der Kirche enttäuscht. Wir wollen mutiger sein, fröhlicher in der ‚Freude des Evangeliums‘. Wir sehen unsere Botschaft als Gabe für die Gesellschaft: Glaube, Liebe und Hoffnung unterliegen keiner Halbwertszeit.“

Eine Restaurierung und ihre Akzente

Nach der Sedisvakanz wurde Schnuderl vom neuen Bischof Wilhelm zum „Bischofsvikar für Gesellschaft, Kultur, Medien und Wissenschaft“ gemacht. Zudem noch zum Dompfarrer. Und vom Domkapitel zum Dompropst – was er alles bis vor kurzem ausfüllte. In den beiden letzteren Funktionen sollte Heinrich Schnuderl den Grazer Dom restaurieren.

Nicht nur die übergroße Orgel des Doms wird mit seinem 80. Geburtstag und dem damit verbundenen Rücktritt bzw. der Emeritierung Schnuderls fast „reorganisiert“ (sic!) worden sein, der ganze Dom gereinigt und ausgemalt, sondern es werden auch die zentralen Kultorte nach den geltenden Regeln der Liturgie, ja selbst der Bischofssitz, neu gemacht worden sein: Das ist ein zentrales Erbe im Verhältnis von Kunst und Religion der nur achtjährigen Amtszeit von Heinrich Schnuderl als Grazer Dompfarrer für die nächsten Jahrzehnte, vielleicht sogar Jahrhunderte, des Grazer Doms.

Kathedra, Altar, Ambo: alles neu. Dies nämlich wirklich zu ändern, ist in den Kräfteverhältnissen um die Grazer Bischofskirche nicht so einfach, wie es sich in einem Satz dann liest. Denn an der Kathedra hängt viel, nicht nur das Wort Kathedrale. Es ist das schwer aufgeladene symbolische Möbel des „Bischofssitzes“. Lehrer, König, Richter: Das wird mit ihm biblisch verbunden, im Schlepptau die ganze Amtstheologie, die mit einer demokratisch errungenen Gewaltenteilung fremdelt. Der bisherige Bischofsstuhl war aus der Zeit Kaiser Josephs II., der die ehemalige „Hofkirche“ 1786 zur Bischofskirche gemacht hatte. Auch wenn der Kaiser ein Vertreter der Aufklärung war – darin war ihm der ehemalige Dompfarrer gar nicht so fremd –, ein aufgeklärtes Möbel wie sein einfacher Sarg in der Kapuzinergruft war der damals neue Bischofsstuhl dann doch nicht. Dafür hatte wahrscheinlich der damalige Seckauer Bischof gesorgt. Der jetzige hatte nur als Losung ausgegeben: „Kein Thron!“ Was jetzt – durch den Künstler Wilhelm Scheruebl – herausgekommen ist, ist ein fragiles Möbel. Manche nennen es zwar Kiste. In Eiche fest gezimmert, ist die Lehne aber doch so gestaltet, dass diese Kathedra ein prekäres Möbel ist. Sie könnte auch zusammenrasseln. Der Sitz ist kein Wohlfühlsitz. Soll er auch nicht sein, denn lehren, leiten, richten ist in Zeiten eines radikalen Glaubensumbruchs keine einfache Sache. Die gelungene neue Kathedra des Bischofs von Graz-Seckau ist endlich ein aufgeklärtes Möbel.

Und der Altar? Altar und Ambo waren ja bereits einmal „reorganisiert“ worden; angesichts der „innovativen Bildorte in der Diözese Graz-Seckau seit dem II. Vatikanischen Konzil“ mit wirklich internationalem Niveau und Vorbildcharakter war die Situation im Dom merkwürdig dem Barock angepasst. Den legendären Gang des damaligen jungen Dompfarrers Gottfried Lafer (1931–2020) und des jungen Liturgieprofessors Philipp Harnoncourt (1931–2020) Ende der 1960er Jahre durch den Grazer Dom, wo die beiden ausgerechnet in der Bekrönung eines barocken Beichtstuhls den Unterbau des bis 2020 dienenden Zelebrationsaltars gefunden hatten, korrigierte Schnuderl endlich, mehr als 50 Jahre nach der Erklärung der Liturgiekonstitution.

Schnuderl war und ist ein leidenschaftlicher Verfechter des II. Vatikanums und all der damit verbundenen Neufassungen kirchlicher Lehre. Liturgie, Neudefinition von Kirche, Ökumene, Verhältnis zur Moderne – alles Stichworte, die Schnuderl umfassend aufgegriffen hat. In der Liturgie ist er ein Verfechter der „Gemeindetheologie“ – das kommt auch in der Auffassung der Altarform zum Ausdruck, die zwar streng in der Form des Seiser Basalts keinen Opferstein, sondern doch so etwas wie einen Tisch zum Ausdruck bringt. Sein ausgeschnittenes Inneres ist jene Form, aus der der Ambo gebaut ist. Um 90 Grad gedreht bildet dieser die Vertikale für die Auflage des Wortes Gottes; beide Formen bilden im Raum ein imaginäres Kreuz – ein zeitgenössisches *conchetto* für den barockisierten, spätgotischen Raum.

Mit *conchetto* weiß Heinrich Schnuderl vielleicht weniger anzufangen – das ist noch ärger als „Narrative“. Dafür aber mit dem einzigen in Graz residierenden Kaiser, mit dem sich zu beschäftigen er sogar zu einem Pensionshobby stilisierte. Das – also: ein Hobby – sich vorzustellen, ist allerdings ein kreativer, ja künstlerischer Akt.

Ad multos annos, Heinz!

Johannes Rauchenberger, geb. 1969, ist promovierter Theologe, Kunsthistoriker und Kurator für zeitgenössische Kunst. Seit 2000 leitet er das KULTUM. Zentrum für Gegenwart, Kunst und Religion in Graz. Seit 2004 bzw. 2009 lehrt er Kunst und Religion an den Universitäten Wien und Graz.



Foto: Hopper

Dialog – wenn Religionen reden

Über fruchtbare und weniger fruchtbare Gesprächsmodi
Von Theresia Heimerl

Wenn Religionen reden – ist es dann ein Dialog? So möchte ich das mir gestellte Thema als Frage formulieren und dieser gleich ein Caveat anschließen: Leidenschaftliche Anhänger*innen des Dialogs der Religionen sollten diesen Beitrag überblättern. Er wird mehr als eine Frage, einige kritische Anmerkungen und provokant-ironische Kommentare enthalten.

Ist Religion dialogisch?

Bevor Nostalgiker ihren Martin Buber hervorholen, werfen wir einen Blick in den Duden: Ein Dialog ist (a) „von zwei oder mehreren Personen abwechselnd geführte Rede und Gegenrede; Zwiegespräch, Wechselrede“ oder (b) „Gespräche, die zwischen zwei Interessengruppen geführt werden mit dem Zweck des Kennenlernens der gegenseitigen Standpunkte o. Ä.“. Beginnen wir schön systematisch bei Definition a, der Rede und Gegenrede: Als Grundelement von Religion könnte man den asymmetrischen Dialog bezeichnen. (Ein) Gott spricht, und der Mensch antwortet, ein Mensch spricht, und (ein) Gott antwortet oder auch nicht. Der vertikale Dialog von Mensch und Transzendenz ist weder hierarchiefrei noch räumt er den Gesprächspartnern gleich viel Gesprächszeit/Zeilen ein. Das braucht uns nicht weiter zu verstören, auch die platonischen Dialoge, die das Genre dem Namen nach begründen, sind eigentlich sokratische Monologe mit irgendeinem intellektuell hoffnungslos unterlegenen Stichwortgeber. Diesen nicht unähnlich, wenn auch viel leichter verständlich, lesen sich die Dialoge Jesu mit seinen Jüngern und anderen Gesprächspartner*innen. Es sind doch eher bildhafte Lehrreden, manchmal auch erstaunlich zynische Repliken auf gegnerische Fangfragen denn Gespräche auf Augenhöhe, die uns die Evangelien überliefern. Generell gilt: Je menschlicher ein Gott seinem Dialogpartner begegnet, desto amikaler verläuft das Gespräch, je göttlicher, desto asymmetrischer bis hin zum einseitigen Diktatempfang. Religion ist also in ihrem Kern, der Transzendenzbeziehung, dialogisch, aber mit ziemlichem Gefälle. Definition b entfällt hier übrigens: Gott oder Götter sind keine Interessengruppe, mit der man Standpunkte austauscht.

Sind Religionen als Institutionen dialogisch?

Hier wird es komplexer: Innerhalb der Institutionen selbst, im Kreis religiöser Experten, lassen sich quer durch die Religionen Formate finden, die der Definition a, der abwechselnd geführten Rede und Gegenrede, vollinhaltlich entsprechen. Expertendialoge über Spezialfragen der eigenen Religion zählen zu den schönsten Unverständlichkeiten, die man lesen kann, und sind trotz repetitiver Zitation von Autoritäten erstaunlich hierarchiefrei. Ganz anders sieht es schon aus, wenn das Zwiegespräch zwischen Experten und Gläubigen stattfindet. Diese Dialogvariante ist sehr oft der Versuch einer Nachbildung des Gott-Mensch-Dialogs mit entsprechend ungleicher Redezeit und Hierarchie, was nur so lange gut geht, bis der Gläubige entdeckt, dass sein Dialogpartner kein Gott ist. Die Umgangsformen religiöser Institutionen mit dieser Problematik sind interessant, aber für diesen Beitrag nicht weiter von Belang. Bleibt noch Dialogdefinition b, das Gespräch zwischen (zwei) Interessengruppen zwecks Kennenlernens der Standpunkte. Die Religionswissenschaft spricht nicht umsonst von Begegnungen statt von Dialogen für Religionsgeschichten rund um den Globus. Der zivilisierte Austausch über Glaubensfragen ist bis in das 20. Jahrhundert hinein ein akademisches Nischenprodukt. Es sind vor allem Texte, die über Jahrhunderte lang miteinander im Dialog stehen und, wenn man so möchte, einen dialogischen Hypertext bilden, aber das gehört zu Definition a. Der institutionelle Austausch von Standpunkten erfolgte auf dem Schlachtfeld und in Kanzleien und deren Separées, um religiöse Inhalte ging es dabei aber wiederum gar nicht. Wenn Religionen reden, sind es Dialoge mit ihrem Gott, mit ihren Gläubigen oder ihrer Experten untereinander. Ein Dialog von Religionen als Institutionen, der Definition b entspricht, ist ein sehr junges Format.

Der Dialog von Religionen als Safe Space in der Moderne

In den vergangenen Jahrzehnten, im katholischen Kontext seit dem II. Vatikanum und der Erklärung *Nostra aetate* (1965), sind Dialoge von Religionen „mit dem Zweck des Kennenlernens der gegenseitigen Standpunkte“

(Definition b des Dialogs) eine gerne und häufig abgehaltene Übung. Ob hochrangig offiziell besetzt, akademisch begleitet oder in pastoralen, kommunalen oder informellen Settings, in größeren oder bilateralen/bireligiösen Runden – das Format erfreut sich bei Vertretern und Vertreterinnen von Religionen großer Beliebtheit. Nicht jede dieser Veranstaltungen ist auch ein Dialog im Sinn der Definition a, nämlich ein Gespräch. Bei Dialog-Events reden Religionen; ob sie wirklich miteinander reden, „Rede und Gegenrede“ führen, ist damit noch nicht gesagt. Oft genug gibt es eine Vor- und Darstellung der Position der je eigenen Religion zum Thema der konkreten Veranstaltung, freundlich angehört von den anderen Teilnehmenden, gefolgt von wechselseitigem Dank für das wertschätzende Gesprächsklima. „Schön, dass ma gredt ham“, lautet die österreichische Zusammenfassung. Die Zuhörerschaft ist nur eingeschränkt Teil des Dialogs, sie nimmt die oben beschriebene Rolle der Gläubigen ein und wird von den Religionsvertreter*innen selbst oder aber einer eifrigen Moderatorin bei substanziell-kritischen Fragen rasch in die Schranken gewiesen. Dialoge dieser Art sind eine spezielle Form des Safe Space, in dem Vertreter*innen von Religionen auf Gleichgesinnte treffen und vor den Zumutungen der säkularen Moderne geschützt werden: Man ist unter sich. Wie groß auch die inhaltlichen Differenzen sein mögen, deretwegen man einander vor einigen Jahrhunderten noch verfolgt und abgeschlachtet hat: was eint, ist das von der weltlichen Umwelt hinterfragte Selbstverständnis und die nicht mehr selbstverständliche Selbstverständlichkeit des eigenen Glaubens. Das ist nicht verwerflich, wir alle brauchen unsere Safe Spaces. Wenn Religionen sie zu ihrem Dialogforum machen (bzw. umgekehrt), wirkt es allerdings auf Zuhörer*innen mitunter, als würden sie eine fremdartige Blase von außen betrachten, die man ja nicht mit spitzen Bemerkungen zum Platzen bringen darf.

Wenn Religionen mit der Welt redeten: Dialogfantasien in Unsafe Spaces

Beginnen wir einmal ganz harmlos: Was wäre, wenn nicht die offiziellen Vertreter von Religionen oder die von ihnen dafür abgestellten professionalisierten Dialog-Gläubigen über ihre Religionen redeten, sondern tatsächlich Durchschnittsgläubige? Sagen wir, z. B. ein oststeirischer Buschenschankwirt mit katholischen Vordienstzeiten, ein muslimischer Hilfsbademeister aus

Graz-Straßgang und ein buddhistischer Musikhochschulstudent aus z. B. Thailand? Worüber würden sie reden, forderte man sie auf, über ihre Religion zu reden? Das Setting kann und soll selbstverständlich mit drei weiblichen Personen wiederholt werden, Geschlechterdifferenzen im Ergebnis (fast) garantiert. Schon deutlich riskanter wäre eine Auswahl der Dialogteilnehmer*innen nach Zufall, einzige Voraussetzung: offizielle Zugehörigkeit zu einer in Österreich anerkannten Religionsgemeinschaft. Schlimmstenfalls stellt sich heraus, dass sie über ihre Religion wenig bis gar nichts wissen und auch nichts wissen wollen, was zugleich ein „Bestenfalls“ für jene Zeitgenossen sein kann, die hinter jedem demoskopischen Muslim einen Taliban und hinter jedem Buddhisten den wiedergeborenen Dalai Lama vermuten. Und dann gibt es noch die wirklich „unsafe“ Variante des Dialogs: Religionen und ihre Vertreter und Gläubigen reden tatsächlich mit der Welt. Das könnte ganz harmlos beginnen, etwa, indem man die Fragen aus dem Publikum bei Dialogforen auch wirklich beantwortet und nicht mit asymmetrischem Dialog oder einer Antwort, die nicht zur Frage passt. Es gälte auch nicht, das im Sinn von Dialog, Definition a, aufkeimende Gespräch mit dem Verweis auf die sträfliche Unsensibilität der Frage von der Moderatorin abbrechen zu lassen. Die Königsdisziplin wäre dann schon ein Dialog, an dem doch tatsächlich Kritiker, Skeptiker, Ungläubige und Religionsvertreter (bitte alle mit Gender-Stern lesen) teilnehmen und wo nach Dialog im Sinn von Definition b, also Darlegung der Standpunkte, Dialog, Definition a, mit Rede und Gegenrede folgte – alle Themen und Fragen erlaubt. Ob es dieses Format in näherer Zukunft geben wird? Eher nein, vor 30 Jahren vielleicht, an der Katholischen Hochschulgemeinde in Graz.



Theresia Heimerl,
geb. 1971 in Linz, Studien der
Deutschen und Klassischen Philologie
und Katholischen Theologie,
seit 2003 Ao.Univ.-Prof.ⁱⁿ für
Religionswissenschaft an der
Kath.-Theol. Fakultät Graz der
Karl-Franzens-Universität Graz.

Foto: Leljak

atmen, waschen, essen, trinken

Religion funktioniert über die Sinne
Von Peter Ebenbauer

In einem Interview für *Zeit Online* stellte der Schriftsteller und Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2015 Navid Kermani lapidar fest: „Die Kulturleistung des Glaubens, die Vermittlung der Religion, funktioniert über die Sinne.“ Der Gedanke lässt sich noch zuspitzen: Religiöse Praxis selbst manifestiert sich wesentlich durch sinnreiche Körperhandlungen, in denen sich Menschen zu unaussprechlichen, unsichtbaren Wesenheiten in Beziehung setzen. Rituelle Handlungen, in denen transzendente, göttliche Figuren oder Gestalten als Akteure mit am Werk sind, können als faktisches Alleinstellungsmerkmal und Unterscheidungskriterium von Religion bzw. Religiosität angesehen werden. Noch vor den ideellen, textlichen und lehrmäßigen Sprach- und Reflexionsformen der unterschiedlichen religiösen Traditionen manifestiert sich Religion in rituellen Körperpraktiken. Rituelle Handlungen verkörpern also im Zusammenspiel von transzendenten und immanenten Akteuren die Mysterien göttlichen Seins und Wirkens – in den Brechungen religiöser Ästhetik und Dramatik.

Das Christentum ist in dieser Hinsicht einerseits radikal leib- und damit sinnenorientiert, weil es geprägt ist vom Bekenntnis zur Menschwerdung des göttlichen Logos in der Person Jesu Christi. Andererseits kennt es in der Breite seiner Traditionsströme ebenso radikale Abwehrhaltungen und Verachtungsreflexe gegenüber Sinnlichkeit und Körperlichkeit. Es darf allerdings nicht übersehen werden, dass vor aller moralischen oder asketischen Unterscheidung sinnlich vermittelte, affektive, körperliche und nicht zuletzt emotionale Komponenten des Wirklichkeitsbezugs und des rituell aktivierten Transzendenzbezugs jede religiöse Praxis fundieren.

Religion elementar erfahren

An zentraler Stelle ist in diesen Zusammenhängen auf den Atem und die von ihm mitgeformten Klänge und Wortgestalten sowie Körperhaltungen und -bewegungen zu verweisen, denen in religiösen Kontexten größte Bedeutung beigemessen wird. In den biblischen Überlieferungen ist der Geist Gottes jener Atemgrund, auf dem sich Gott und Mensch im individuellen Gebetsgeschehen wie im gemeinschaftlichen Gottesdienst begegnen. Der leibliche Atem des Menschen kann im Kontext biblischer Gebets- und Gottesdienstpraxis und wohl auch darüber

hinaus als Symbol seiner Vitalität und seiner Inspiration, seines Nehmens und Gebens, seiner Bedürftigkeit und seiner Erhabenheit, ja seiner gesamten Sensitivität und seiner Leiblichkeit verstanden werden. Die vom Geist Gottes und vom leiblichen Atem der Glaubensgemeinschaft getragene Liturgie manifestiert sich als feierliches Strömen und Durchströmt-Werden, als Durchgangsort des Lebens und all seiner Regungen – im tönenden Atem des Gesanges, im ruhigen Atem des Schweigens, im Wahrnehmen von Düften und Gerüchen, im belebten Atem des Schreitens, im rhythmischen Atem des gemeinsamen Gebets. Gegenüber der in Kulturräumen des westlichen Christentums nicht selten vernachlässigten feinstofflichen Sinnlichkeit des Atems gelten die sakramentalen Vollzüge der Taufe und der Eucharistie als zentral für die Praxis und die Realisierung kirchlichen Glaubens.

Auch in ihnen sind sinnliche, körperzentrierte Ritualhandlungen konstitutiv. Gemeinsames Essen und Trinken mit rituellen Gesten, Gebeten, Erinnerungsformeln und Gesängen bildet den Kern der Eucharistiefeier; Gewaschen- und Gesalbt-Werden im Zeichen des dreifach lebendigen Gottes, in ein leuchtend weißes Gewand eingehüllt werden, so ereignet sich das Sakrament der Taufe.

In der Unterbrechung alltäglicher Verhaltensweisen eröffnet und formt das religiöse Ritual einen Handlungsspielraum und eine Zeit, in der durch körperliche Präsenz, gesteigerte sinnliche Fokussierung, konzentrierten Zeichen- und Spracheinsatz, durch poetische Stilisierungen und szenische Ausgestaltungen Erinnerungs-, Deutungs-, Erwartungs- und Hoffnungsszenarien erschaffen werden, die über das je individuelle Potential hinausgehend gruppenspezifische oder kollektive Welt- und Transzendenz-Beziehungen bündeln.

Sinnlich-liturgische Gotteserfahrung heißt im Blick auf die Taufe: elementare körperliche Erfahrung im heiligen Wasserspiel, das Tod und Leben, Ablegen des alten und Anziehen des neuen Menschen sowie das Abwaschen der alten Welt und das Wiedergeborenwerden im Leib Christi umfasst. Die liturgischen Darstellungs- bzw. Handlungselemente der Tauffeier beziehen den Körper, und zwar sowohl den individuellen Körper des einzelnen Gläubigen als auch den sozialen Körper der gesamten Gemeinde, in die Erfahrung der Mysterienwirklichkeit

mit ein. Christliche Liturgie beansprucht von Anfang an sinnliche Erfahrungen und Handlungen, und zwar nicht nur als Anschauungsmaterial für etwas Geistiges, sondern als formierendes Geschehen, in welchem die leibliche Präsenz und das körperlich-sinnliche Involviertsein der Feiernden zum Ort und Ereignis der Nähe und Gegenwart Gottes wird. Körperliche Wahrnehmungs- und Empfindungsebenen sind in das liturgische Geschehen einbezogen, um die Erfahrung des Gnadenhandelns Gottes am Menschen zu symbolisieren, ja mehr noch: um durch die rituellen Handlungsweisen in die von Gott selbst initiierte Lebensform gott-menschlicher *koinonia* inkorporiert zu werden. Die Hauptfigur der liturgischen Realisierung der Gemeinschaft mit Gott ist in den christlichen Kirchen neben dem Taufmysterium vor allem das eucharistische Mahl, ursprünglich *Herrenmahl* oder *Brotbrechen* genannt, in welchem die leibhafte Realität des Gemeinschaftsmahles – insbesondere des für alle gebrochenen Segensbrotes und des Segenskelches – zum Gedächtnis der Hingabe, des Todes und des neuen Lebens Jesu Christi gefeiert wird, zur Darstellung und Verwirklichung der Gottesgemeinschaft der Kirche *durch, in und mit Jesus, dem Christus*.

Versäumnisse und Potentiale

Mit den lebensnotwendigen Vollzügen des Essens und des Trinkens verbinden sich in allen Gesellschaften und Religionen bedeutende soziale und kulturelle Sinnzuschreibungen. Diese wirken wiederum auf die unterschiedlichen Esskulturen, Speisegewohnheiten und Tischsitten zurück. Es ist bezeichnend, dass im Zentrum des christlichen Kultes, in der Feier der Eucharistie, das gemeinsame Essen eines gesegneten und gebrochenen Brotes sowie das gemeinsame Trinken aus einem gesegneten Becher oder Kelch mit Wein und Wasser steht. Die Körperlichkeit und die Sinnlichkeit dieses Vorgangs sind innerhalb der Kirchen einerseits radikal betont, andererseits aber auch spiritualisiert worden, bis hin zur extremen Reduktion der leiblichen Kommunion für die feiernde Gemeinde und zu deren Ersatz durch Frömmigkeitsformen des Betrachtens und der Anbetung des *Allerheiligsten*. Die eucharistische Kommunionpraxis ist bis heute weithin durch extreme Reduktion sowie durch die Verdrängung der Dimension einer körperlich-nährenden Gotteserfahrung gekennzeichnet. Das spezifische Potential der liturgischen Verkörperung göttlicher Beziehungsqualitäten auf der Ebene des eucharistischen Essens und Trinkens wurde und wird auf diese Weise leider allzu stark unterdrückt.

Dabei könnte sich gerade hier eine tiefe Sinndimension der christlichen Glaubensfigur eröffnen. Denn im eucharistischen Mahl begegnen zentrale Aspekte des Weltbezugs und der Verbundenheit alles Lebendigen, des Schöpfungs- und Gottesbezugs sowie des Gemeinschaftsbezugs in den Kreisläufen des Wachsens, Nährens, Reifens und Vergehens sowie der Pflege und der Gestaltung dieser Kreisläufe im Kleinen wie im Großen – vom Küchentisch bis zu den globalen ökonomischen und ökologischen Prozessen. Zugespitzt könnte man die Gotteserfahrung des eucharistischen Essens und Trinkens so beschreiben: Gott durchdringt und klärt unsere Ess- und Trinkgewohnheiten und damit unsere alltäglichsten Verhaltensweisen mit einer nährenden Gabe und Geste des Teilens, der Verbundenheit alles Lebendigen, der Dankbarkeit für alles Gegebene, des ehrfürchtigen Bewusstseins für die Unumgänglichkeit des Verbrauchens und Verzehrens, der Umwandlung und Verdauung von Lebendigem im Kreislauf der Natur, der Achtsamkeit in Bezug auf körperliche Prozesse, Empfindungen und Bedürfnisse, auf Hunger und Durst, auf ein gesundes Maß an Essen und Trinken, aber auch des Genusses an der gemeinsam geteilten Nahrung, der kräftigenden Sättigung, der Freude am Fest des Lebens und der Hoffnung auf genügend Nahrung für alle und auf neues Leben auch jenseits der Todesgrenze.

Religion ist dazu imstande, das individuelle und das gesellschaftliche Leben von seinen elementarsten Vollzügen wie Atmen, Essen und Trinken bis hin zu den komplexesten Fragen zwischen Denken und Glauben zu formen, zu kultivieren, zu transzendieren – und leider auch zu deformieren. Glanz und Elend religiöser Praxis entscheiden sich nicht entlang der Trennlinie zwischen Geistigkeit, Intellektualität oder theologischer Reflexivität einerseits und sinnlich-körperlicher Ritualität andererseits. Entscheidend ist vielmehr die (Re-)Integration von Geist und Leib, von Rationalität und Gefühl, von Reflexion und Affekt, von Kultur und Natur, von Sinn und Sinnlichkeit.

Peter Ebenbauer, geb. 1966, Studium der Theologie in Graz und München, außerordentlicher Universitätsprofessor für Liturgiewissenschaft an der Kath.-Theol. Fakultät Graz sowie Lehrbeauftragter für Liturgik und Hymnologie am Institut für Kirchenmusik und Orgel der Kunstuniversität Graz.



Foto: Leljak

Christus verpflichtet

Theologische Spurensuche eines Konzilspriesters
Von Christian Brunthaler

Für den Pfarrer einer Großstadtpfarre, deren Hauptkirche zugleich Kathedral-, Kapitel- und Pfarrkirche ist, die als Pfarre selbst an Katholik*innen (ca. 1800) wiederum relativ klein ist, gibt es manch pastorale Herausforderung. Der Wortverkündigung kommt dabei besondere Bedeutung zu. Diese hat Bischofsvikar und Dompfarrer Heinrich Schnuderl seit seiner Installierung im Jahr 2015 intensiv genutzt. Die regelmäßige elektronische Multiplikation seines Predigtwerkes an Mitarbeiter*innen und Angehörige der Domgemeinde (Letztere reicht weit über die Pfarrgemeinde hinaus) sind Teil seines Pastoralverständnisses. Der exemplarische Blick in dieses umfangreiche Verkündigungswerk soll einige wichtige theologische Anliegen Schnuderls bewusst machen.

Die Reflexion der Theologie des II. Vatikanums sowie die Rezeption kirchlicher, im Besonderen päpstlicher Dokumente gehören zu ständigen Begleiterinnen von Heinrich Schnuderl. In Vorträgen, Predigten und von ihm verfassten Texten wird er nicht müde, darauf Bezug zu nehmen und diese mit theologischen Neuentwicklungen in Bezug zu setzen. Zudem sind seinem Predigtwerk die biblische Grundlegung und die Rückbindung pastoraltheologisch ausgerichteter Impulse an die Heilige Schrift nicht minder immanent gewesen.

Kirche als Sakrament

In seiner letzten Predigt als Dompfarrer zum 21. Sonntag im Kirchenjahr 2023 rief er bezüglich der Kirche in Erinnerung: „Das letzte Konzil hat [...] die Kirche auch als Volk Gottes, als Leib Christi, gleichsam als Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1), als „Wohnstatt Gottes im Geist“ (LG 6) bezeichnet.

Er akzentuierte damit, was am Ende der ersten Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanischen Konzils im Dezember 1962, in der das vorbereitete Schema zur Kirche *De Ecclesia* verworfen wurde, als Beginn für die grundlegende Neuformulierung des Verständnisses von Kirche gesehen werden kann. Kirche wurde von den vorbereitenden Theologen erstmals im Rückgriff auf das griechische Mysterium als *sacramentum* verstanden, als sichtbare Form der unsichtbaren Gnade. Damit wandte man sich gegen ein rein institutionalistisches und mystizistisches

Verständnis von Kirche. Das Wesen der Kirche erschöpft sich also nicht im Sichtbaren. Die Kirche Christi ist weiter als die katholische Kirche. Kirche ist nicht allein in der katholischen Kirche, sondern auch in anderen kirchlichen Gemeinschaften auffindbar. Dieser Typus von Ekklesiologie ist bestrebt, die Verantwortung von Kirche vor Gott und der Welt heute in den Mittelpunkt zu stellen.

Christus, die Mitte

„Mit dem Messiasbekenntnis drückt die Kirche Christi Einmaligkeit und seine Unmittelbarkeit zu dem, den er seinen Vater nennt, aus: Er ist ‚Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, eines Wesens mit dem Vater‘“, formulierte Schnuderl am 21. Sonntag im Kirchenjahr 2023 und fügt hinzu: „Dieses Bekenntnis des Petrus ist das Credo der Kirche, das Fundament der Kirche. Aber nicht Petrus baut die Kirche, sondern Christus ist es, der die Kirche als Haus Gottes errichtet. Und Christus ist der Eckstein (Apg 4,11).“

Bei diesem klaren Verweis auf Christus erinnert man sich an Karl Rahners handschriftliche Korrektur des Schemas über die Kirche beim Konzil. In der Vorgabe stand: *Lumen gentium cum sit Ecclesia*, die Kirche als Licht für die Völker. Rahner strich die Bezeichnung Kirche durch und ersetzte sie durch „Christus“: Christus ist das Licht der Völker! Schnuderl unterstrich dies am Beginn der Fastenzeit (3. Sonntag im Jahreskreis) 2022 mit Hinweis auf Jesaja: „Mit dem Jesuskind in den Armen hat der greise Simeon im Tempel erkannt, dass Jesus die Erfüllung des Prophetenwortes ist: ‚Ich mache dich zum Licht der Völker, damit mein Heil bis an das Ende der Erde reicht‘ (Jes 49,6).“ Für die kirchliche Aufgabenstellung formulierte er: „Sein Licht zu bezeugen, das ist die Aufgabe der Kirche.“

Ergänzend sei hier die Predigt vom 5. Ostersonntag 2022 erwähnt, die die auszuhaltende Spannung des Schon und Noch-Nicht, also die eschatologische Dimension kirchlichen Seins einholt: „Keines der von uns Menschen umgesetzten Gesellschaftsmodelle ist endgültig und vollkommen. Auch die Kirche ist noch nicht das Reich Gottes. In der Kraft des Heiligen Geistes und in der Gemeinschaft mit Christus, der dort zugegen ist, wo Menschen in seinem Namen beisammen sind, darf sie aber eine Ahnung von dem wecken und ein Zeichen sein, dass Gott die Einheit aller Menschen mit sich und der Menschen untereinander

schenken wird. Das endgültige Heil hat mit Liebe und Freiheit, mit Gemeinschaft zu tun.“ Demzufolge ist die Kirche der permanenten Aufgabe der Erneuerung ausgesetzt, um immer neu und mehr in die Gestalt Christi einzudringen und ihr gleich zu werden.

Mehrmals hat Schnuderl in der Verkündigung die Messiasfrage thematisiert und katechetisch verarbeitet. Unsere Haltung zu ihm, dem messianischen Heilsbringer, komme einem Glaubensbekenntnis gleich. Dieses meint „nicht bloß eine inhaltsleere Ergriffenheit, sondern die Ausrichtung unserer ganzen Persönlichkeit, zu der auch das Verstehen und die Sprache gehören“. Dennoch versagt unsere sprachliche Wirklichkeit immer wieder beim Versuch, sein Wesen einzuholen, wie er am 24. Sonntag im Jahreskreis 2021 ausführte: „Jesus ist der Bote Gottes, aber er ist mehr als ein Prophet: Er ist selbst das Wort Gottes. Er ist nicht nur ein Erleuchteter, sondern das Licht. Er ist der Christus, vom Geist gesalbt, aber nicht nur wie König David, sondern der einzigartige Sohn Gottes, er vermittelt uns den Geist Gottes, seinen Geist, durch ihn sind wir mit Gott verbunden.“

Die messianische Hoffnung, die sich seit dem ersten Testament auf einzelne Personen konzentriert, fokussiert sich in der Erwartung eines Propheten, Königs, Priesters, vielleicht auch in einer Kombination aus diesen drei. Besonders im Gespräch Jesu mit Elija wird deutlich, „dass Jesus durch sein Leben und Werk, durch seinen Tod und seine Auferstehung das alttestamentliche Gesetz und die Botschaft der Propheten vollendet: Er richtet nicht nur Sprüche, Worte Gottes aus, er selbst ist Gottes Wort; wenn er wirkt, ist Gott am Werk; wenn er Sünden vergibt, hat Gott Versöhnung geschenkt. Durch ihn spricht Gott mit uns“ (18. Sonntag im Jahreskreis 2023).

Leben in der Nachfolge

Schnuderl machte immer wieder bewusst, dass Worte – Bekenntnisse mit richtigen Formulierungen – wichtig sind, es aber „vorrangig um die rechte Glaubenspraxis, ein Leben in der Nachfolge Jesu“ geht.

Schnuderl ist kein Utopist, er weiß aufgrund seiner breitgestreuten Tätigkeitsfelder sehr genau um die Herausforderungen und Schwierigkeiten der Glaubensweitergabe in den verschiedenen pastoralen Handlungsfeldern. Am 10. Sonntag im Jahreskreis 2021 artikuliert er in Bezug auf Familien: „Die Kirchenkrise, die man immer wieder diagnostiziert, ist nicht nur durch Missbräuche verursacht, sondern auch dadurch, dass die Weitergabe des Glaubens ins Stocken geraten ist. Wo wird in den

Familien noch gebetet, über den Glauben, das Leben aus dem Glauben gesprochen, Anteil genommen z. B. an dem, was die Religionslehrer*innen den Kindern in der Schule vermitteln wollen?“ Dem familialen Verweis fügt er hinzu: „Wir leben in einem multireligiösen Umfeld. Wir werden als Christen, als Kirche nur bestehen können, wenn man von unserem Leben ablesen kann, dass wir mit Gott leben, auf Jesus vertrauen, uns von seinem Geist leiten lassen, aber auch, wenn wir, nach unserem Glauben befragt, Rechenschaft ablegen können von unserer Hoffnung – bescheiden und ehrfürchtig (1 Petr 3,15).“ Der rational verantwortete Glaube und die konkrete Verwirklichung in unterschiedlichen Formen der Frömmigkeit gehören unabdingbar zum Glauben. Der Gedanke der *Communio* ist dabei für ihn leitend. Am 21. Sonntag im Jahreskreis 2023 führt er aus: „Das ist vor allem für die Religionslehrerinnen und Religionslehrer eine große Herausforderung: den Kindern zu zeigen, dass Kirche auch heißt, gemeinsam mit anderen den Glauben zu bekennen.“ Denn, so der ehemalige Dompfarrer: „Glaube und Kirche geht ohne erfahrbare Gemeinschaft nicht. Und dafür braucht es entsprechende Erfahrungsräume.“

Konziliarer Auftrag

In seiner Predigt zum 14. Sonntag im Jahreskreis 2023, an dem sich Dompfarrer Schnuderl von der Domgemeinde verabschiedete, greift er sein Geprägtsein vom II. Vatikanum auf und formuliert: „Wahrscheinlich habe ich manche mit meinen Hinweisen auf dieses Konzil gelangweilt und ermüdet, aber ich glaube, dass ich vom Verlauf und den Ergebnissen des II. Vatikanums sehr geprägt worden bin – liturgisch und besonders im Hinblick auf den Auftrag, den wir als Kirche in der Welt von heute haben. Ich weiß, dass vielen die Reformen des Konzils zu langsam vorangekommen sind, anderen zu schnell.“ Sein Imperativ für die Zukunft der Kirche im Kontext konziliarer Verwirklichung lautet mit Karl Rahner: „Löschet den Geist nicht aus!“



Christian Brunnthaler, geb. 1962 in Eisenerz, Theologe und Religionspädagoge. Leiter des Instituts für Fort- und Weiterbildung an der PPH Augustinum. Langjähriger Vorsitzender des Pfarrgemeinderats der Pfarre Graz-Dom.

Foto: privat

Heinz Schnuderl – eine Person erzählen

Aus den Beiträgen zur Festbroschüre
für Heinz Schnuderl zum 70. Geburtstag

„Heinz ist ein in jeder Hinsicht frommer Priester und glaubwürdiger Verkündiger des Evangeliums als ein-drucksvoller Prediger. Er ist ein einsichtsvoller und friedfertiger Mensch und Intellektueller, notwendigerweise aber hin und wieder auch ein streitbarer Theologe der Superqualität, wenn es sein muss.“

(Josef Krainer)

„Viele kirchliche Anlässe führten uns zusammen, festliche und wohl auch traurige. Dabei und darüber hinaus machte und macht Heinz Schnuderl Eindruck bei seinen Predigten und öffentlichen Auftritten, und zwar inhaltlich und durch die Ausdruckskraft seiner Stimme und Sprache. Er vermittelt dabei eine Mitte der Kirche, in der Vielfalt des Lebens und des Zusammenlebens der Menschen in unserer Stadt und in unserem Land.“

(Alfred Stingl)

„Karl Strobl und die übrigen Hochschuleelsorger waren die Gründer dieser kirchlichen Werke [wie etwa Pro Scientia], er aber verstand es als Auftrag, dem er nicht nur treu zu bleiben hatte, sondern sah die Notwendigkeit, ein solches Werk der Kirche auch zu entwickeln – denn eigentlich wenige haben verstanden, welche große Bedeutung die Wissenschaft für den Glauben hat. Es ist nicht der Ort, darüber nachzudenken, warum Persönlichkeiten seines Formats heute in Kirche und Öffentlichkeit wenig vertreten sind.“

(Erhard Busek)

„Und da stand dann der Schnuderl eines Tages vor mir, dem neugewählten, nicht besonders sachkundigen KA-Präsidenten: als General(assistent) – nicht wie der von Rilkes Cornet, sondern milder, breitbrüstig, zu Taten entschlossen, seiner Aufgabe in Welt und Kirche mehr als kundig. Ein politischer Mensch sei er, hatte der allzeit kenntnisreiche Dompfarrer von ihm gesagt. Jedoch kein Schwarzspanier aus gegenreformatorischer Ferdinandsgruft. Sondern einer, der sich auskannte, sichtlich zu Hause war in geistlichen welt- und kirchenpolitischen Aktenordnern. Ideal. Geradezu ideal: aus dem handwerklichen Bürgertum der Landeshauptstadt kommend – er roch

förmlich nach Graz –, ein aus dem originalen katholischen Stadthumus gewachsener Seelsorger für die Stadt ... Ein Mann, dem nichts fremd war in diesem Graz.“

(Rudolf Kellermayr)

„Es ist kein Wunder, dass Heinz in einem Sonntagsblattporträt den Vorschlag machte, dass jeder Alumne einen Kochkurs machen möge, damit ein Priester die Tugend der Gastfreundschaft einladend einsetzen könne. Seine umsorgende Gastfreundschaft, seine Küchenexpertise sind das beste Vorbild.“

(Franz Küberl)

„Heinz Schnuderl ist eine Erscheinung, Präsenz. Aber er ist kein Mann für den zweiten Blick, für den zweiten Zugang. Heinz Schnuderl ist immer geradlinig. Das steht für offen, ehrlich, direkt. Nie hintenherum. Manchmal steht geradlinig auch für die gestreckte Rechte, mitten ins Gesicht. Nie böseartig, aber manchmal durchaus ungerecht. Heinz Schnuderl ist ein Kämpfer. Ein Kämpfer für die Kirche, für seine Kirche, für unsere Kirche. Bis zum Umfallen. Umfallen, weil er alles gegeben hat, wirklich alles. [...] Heinz Schnuderl ist ein Felsen. Felsen ist nicht gleich Felsen. Es ist diese Art Felsen, auf den Gott seine Kirche gebaut hat und baut. Felsen, der nicht das Herz versteinert, sondern mitten in der Welt steht, als Fundament, als Grundstein, als Orientierung, als Sinnbild für Zuverlässigkeit auch.“

(Horst Pirker)

„Die Leechgasse mit Heinz Schnuderl bot mir eine spirituelle und kulturelle Heimat [...], Offenheit und gleichzeitig eine Horizonterweiterung in Politik, Wirtschaft und Kultur. Ich erinnere mich an Mittagsclubs, an Osteuropa-reisen, an eine ökumenische Hochzeitsfeier in Schladming, an Weinbauernbesuche in der Südsteiermark, an Kirchgänge (donnerstags samt Frühstück) in der Kapelle, in der Stiegenkirche, in der Leechkirche und auch im Dom, an Vernissagen und an viele Diskussionen in der Wohnung von Heinz samt Kochexperimenten. [...] Heinz Schnuderl ist für mich das gelebte II. Vatikanum, ein Mensch mit Handschlagqualität und ein Seelsorger.“

(Andreas Grünbichler)

„Als Stadtpfarrpropst kreuzten sich unsere beruflichen Wege häufiger. Er musste neben dem größeren Ganzen das kirchliche, ich das kommunale Vermögen von Graz optimieren. Das war nicht immer ganz leicht, aber es gab meistens partnerschaftliche Lösungen, die Heinz Schnuderl mit ökonomischem Gespür und Fleiß herbeiführte. Taktisch mit allen Wassern gewaschen, wurde geredet und gemeinsam gegessen, beides auf hohem Niveau und zielorientiert. Als Generalvikar innerkirchlich die ‚Nummer zwei‘ hinter dem Bischof – in der Wirtschaft würde man ihn wohl als CEO bezeichnen – erlebe ich Heinz Schnuderl noch immer als gedulden und pastoral wirkenden Manager im Wirtschaftsbeirat der Diözese und auch im Bauausschuss des ‚Quartier Leech‘.“

(Wolfgang Messner)

„Heinrich Schnuderls Persönlichkeit ist eine vielschichtige. Geprägt von einer einfachen tiefen Gläubigkeit – wie ich meine, stark beeinflusst von den innerkirchlichen Aufbrüchen nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil – und natürlich von den Erfahrungen in der eigenen Familie und dem dazugehörigen Gewerbebetrieb. So hat er schon in jungen Jahren gelernt, wie es in Familienbetrieben so Brauch war, mitanzupacken und vor allem mitzudenken, nach konkreten Lösungen zu suchen und sie auch zu finden. Das kommt ihm als Generalvikar, aber auch als Vertreter der Diözese in Aufsichtsrat und Mitgliedervertretung heute sehr zugute.“

(Franz Harnoncourt-Unverzagt)

„Besonders intensiv war unsere Zusammenarbeit im Ökumenischen Forum. [...] Für die Periode 2009–2011 wurdest Du zum Vorsitzenden gewählt. Lange Zeit galt in ökumenischen Organisationen ja das ungeschriebene Gesetz, den jeweiligen Vorsitzenden keinesfalls aus einer zahlenmäßig ‚dominanten‘ Kirche zu wählen. Es war Deine Persönlichkeit, die diese Gepflogenheit obsolet werden ließ. Und die anfängliche Frage ‚Wird das Prinzip des *par cum pari* auch unter einem römisch-katholischen Vorsitzenden halten, noch dazu einem Bischofsvikar?‘ war schon nach wenigen Monaten überhaupt kein Thema mehr. Unter Deinem Vorsitz ist das Bewusstsein gegenseitiger ökumenischer Verantwortung in der Steiermark mehr und mehr gewachsen.“

(Hermann Miklas)

„Als Priester, und das ist Heinz Schnuderl zuvörderst, ist er ein von vielen geschätzter Mittler zwischen Gott und den Menschen. Diese Rolle ist ihm auf den Leib geschneidert.

Er ist ein Mann des würdevollen Gottesdienstes, der klaren Worte und der breiten Schultern. Jemand, der nicht aufgefordert werden muss, Zeichen zu setzen, Argumente zu finden und Verantwortung zu übernehmen. Er tut dies selbstverständlich, ohne sich damit in den Vordergrund zu drängen. Das Zupackende und Gastfreundliche seines Wesens ist sicher ein Erbe seiner Herkunftsfamilie, das er charakteristisch interpretiert. Die Schlüsselformel der Katholischen Aktion – ‚Sehen – Urteilen – Handeln‘ – hat in Heinz Schnuderl jedenfalls einen immerwährenden Aktivist gefunden.“

(Matthias Opis)

„Heinz Schnuderl war und ist ein Fels. Ein Fels als Fundament seiner Kirche an den Hochschulen, der aber auch weit darüber hinaus als KA-Seelsorger in die Gesellschaft wirkte. Ein Fels, der in der mitunter rauen See des Studentenlebens Orientierung gab, einer, an dem man sich in nächtelangen Diskussionen reiben konnte.“

(Gerald Heschl)

„Aus Deutschland brachte Dr. Schnuderl die Idee mit, offene kirchliche Räume mit niederschweligen, einladenden Angeboten für Menschen einzurichten, die nicht so leicht eine kirchliche Institution, ein Pfarramt oder Ähnliches aufsuchen würden. Das kam seiner Vorstellung von grenzübergreifender urbaner Pastoral, ganz im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils, entgegen. Mit Energie, Unbeirrbarkeit und Mut setzte er mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern das Projekt des sogenannten Kirchenecks um.“

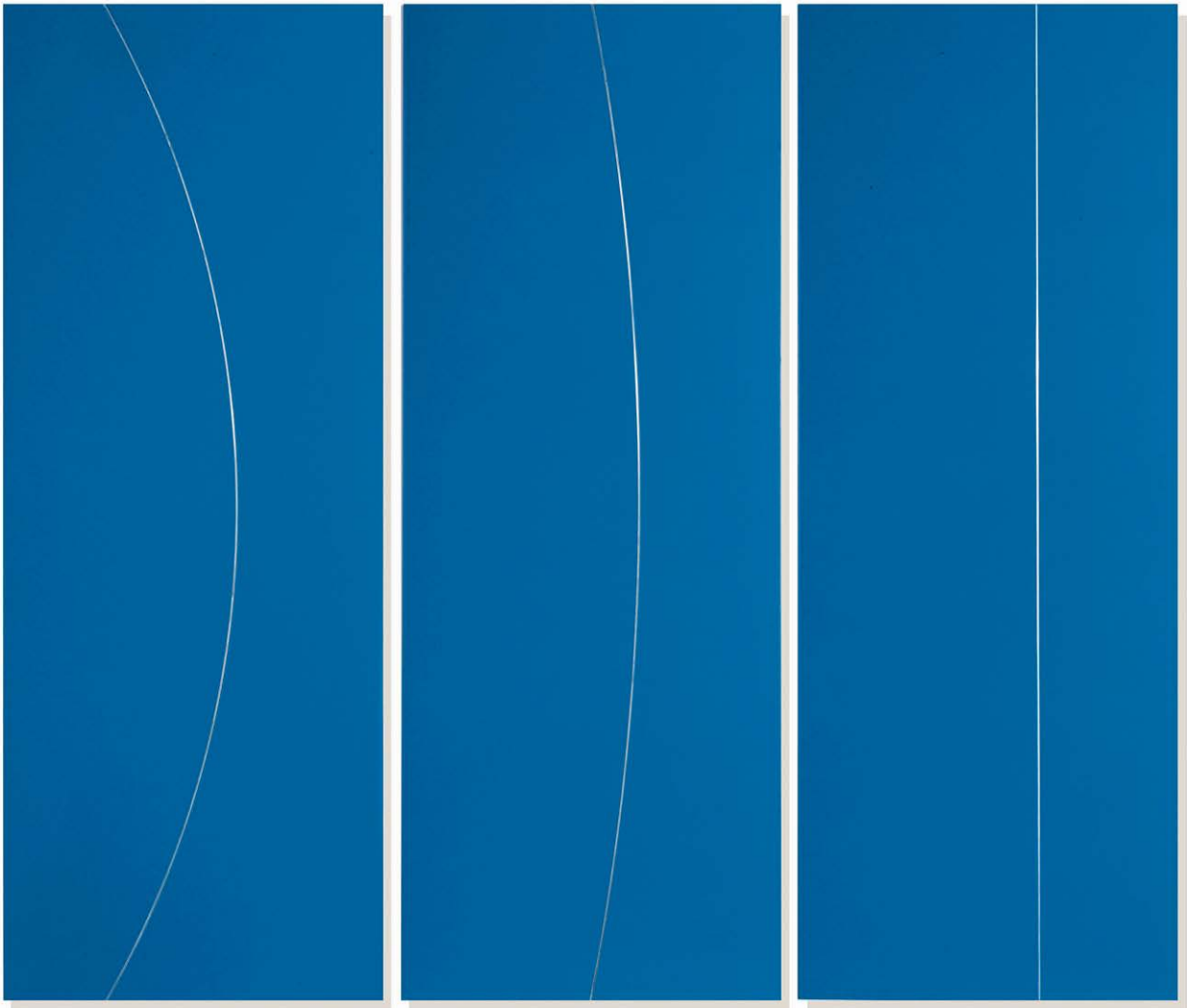
(Maria Hartmann)

„Er ist der unermüdlich Arbeitende, der die Ideen so schnell umsetzt, dass man kaum Gelegenheit hat, ihm dabei zu helfen.“

(Lore und Herbert Beiglböck)

„Heinz Schnuderl lebt jeden wahrgenommenen Dienst (denn er übernimmt Dienste und keine Funktionen) mit großem Herzen, offenem Sinnes, theologisch überzeugend, handwerklich sauber und sehr konzentriert vor. Dieser Schnuderl'sche Maßstab lässt keine halben Sachen zu. Das kann ganz schön unbequem sein, zwingt er einen (auch ihn selbst) doch mitunter dazu, die Wohlfühlzone, das eigene Nest, das gewohnte Terrain zu verlassen.“

(Anna Hollwöger)



Hellmut Bruch, Progression mit 3 Radien, 1995. Siebdruck auf Papier, 500 x 700 mm.
© Bildrecht Wien 2021

An dieser Stelle könnte man sagen, *Denken+Glauben* hat sich bewährt. Seit 1982 gibt es diesen vom damaligen Hochschulseelsorger Heinrich Schnuderl gegründeten einzigartigen Seismographen des Menschen und seiner Welt. Auch ich hatte die Ehre, Chefredakteur von *Denken+Glauben* zu sein. Und ich gebe gerne zu: Es hat mir große Freude gemacht, die Zeitschrift gemeinsam mit unseren Studierenden und vielen Gesprächspartner*innen zu planen, zu gestalten und zu entwickeln.

Ich wollte mich bewähren und habe versucht, in *Denken+Glauben* einen Glauben mit Wurzeln und Weite mit der *universitas litterarum* zu verbinden. Es war motivierend, in den Schuhen von *Denken+Glauben* seit 1982 zu gehen und dazu beizutragen, dass diese Zeitschrift und ihr namensgebender Gründungsauftrag sich immer neu bewähren können und diese Bewährungen meistern.

Bewährungen den Studierenden gegenüber, die zu Recht nur auf Dinge reagierten und sich auf eine Mitarbeit einließen, die für ihr Leben relevant und inspirierend war – und wenn auch nur für einen Artikel. Bewährungen den Lehrenden gegenüber, die nicht mehr selbstverständlich im intellektuellen Inflight mit der Katholischen Hochschulgemeinde oder selbst als Studierende Teil dieser Gemeinschaft waren. Bewährungen dem Konzert der öffentlichen Meinungen gegenüber, das eine Zeitschrift mit dem Namen *Denken+Glauben* nicht immer als satisfaktionsfähig empfand. Und schließlich Bewährungen dem Argument gegenüber, Papier sei nicht mehr systemrelevant.

Bewährungen also, wohin man schaut. Seit 1982. Und dennoch ist es unangebracht zu sagen, *Denken+Glauben* hat sich bewährt oder hat seine Bewährungen in Kirche und Gesellschaft gemeistert. Die Haltung, Bewährungen zu identifizieren und zu katalogisieren, die zu meistern sind und die schließlich erfolgreich gemeistert werden oder an denen man heroisch gescheitert ist, ist ein bequemer Rückzug in die Nische der eigenen Sicherheit.

Denken+Glauben hingegen ist Leben, ist Neugier auf das, was Menschen fühlen und denken, ist Freude am Christsein, ist Klarheit in den eigenen Überzeugungen, ist Respekt vor Mitmensch und Schöpfung, ist Offenheit zum Lernen und Scheitern, ist Kreativität in *trial and error* und ist echtes Interesse an Beziehung und Gespräch.

Denken+Glauben ist so verstanden seit 1982 ein Remedium gegen die Tendenz, in der „Haltung des älteren

Bruders“ stehen zu bleiben. Im biblischen Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lk 15,11–32) gibt es zwei Söhne. Den jüngeren, der sein Erbe verprasste und reumütig zurückkehrte, und den älteren, der indessen dem Vater treu geholfen hatte. Als sich der Vater freute, dass der jüngere Sohn heimkehrte, wurde der ältere zornig: „So viele Jahre schon diene ich dir, und nie habe ich gegen deinen Willen gehandelt; mir aber hast du nie auch nur einen Ziegenbock geschenkt, damit ich mit meinen Freunden ein Fest feiern konnte. Kaum aber ist der hier gekommen, dein Sohn, der dein Vermögen mit Dirnen durchgebracht hat, da hast du für ihn das Mastkalb geschlachtet. Der Vater antwortete ihm: Mein Kind, du bist immer bei mir, und alles, was mein ist, ist auch dein. Aber jetzt müssen wir uns doch freuen und ein Fest feiern; denn dein Bruder war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden.“ (Lk 15,29–32)

Der ältere Sohn ist in diesem Gleichnis „im Grunde der Einzige, der die Wahrheit sagt“, wie Papst Franziskus formuliert. „Er sagt die Wahrheit, und doch schließt er sich gleichzeitig selbst aus.“ Die Tragik des älteren Bruders ist die Einsamkeit im Elfenbeinturm der Wahrheit. Man könnte sagen: Bewährung bestanden, Lebendigkeit verloren. Beide Brüder „können entscheiden, ob sie sich der Freude des Vaters anschließen oder sie ablehnen wollen. Sie müssen ihre eigenen Wünsche und ihre Lebensauffassung hinterfragen. Am Ende des Gleichnisses bleibt der Ausgang offen: Wir wissen nicht, wozu der ältere Sohn sich entschlossen hat. Und das ist ein Ansporn für uns.“

Bewährungen ja: im Menschsein, im gemeinsamen Suchen und Ringen um ein Leben in Freiheit und Würde, Empathie und Verantwortung. 1982 so wie heute. Mein Wunsch für *Denken+Glauben*: „Stay foolish! Stay hungry!“

Peter Rosegger,
geb. 1980 in Graz., Theologie- und
postgraduales Wirtschaftsstudium.
2010–2014 Sekretär von Bischof
Dr. Egon Kapellari. 2014–2017
Chefredakteur von *Denken+Glauben*
und Bildungsreferent der KHG
Graz. 2018–2022 Leiter Wirkfeld
lernen&leben bei den Grazer Elisa-
bethinen. Seit 2023 Geschäftsführer
von Netzwerk Demenz Steiermark.



Foto: Neuhold

Dem Menschen dienen

Grundsätze, Prinzipien und konkrete Felder der christlichen Soziallehre
Von Leopold Neuhold

Die Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* des II. Vatikanums über die Kirche in der Welt von heute geht nach Friedhelm Hengsbach von drei Grundsätzen aus: dem Ganzheits-, dem Differenz- und dem Toleranzgrundsatz. Der Mensch ist als Ganzer mit seinen Freuden und Hoffnungen, seinen Ängsten und seiner Trauer das Ziel der kirchlichen Sorge. Da der wirtschaftliche oder der politische Bereich wesentliche Verwirklichungsräume des Menschlichen sind, sind auch diese in die Sorge mit einbezogen, die Soziallehre überschreitet die einzelnen Bereiche auf das Ganze gelungenen Lebens hin und erstreckt sich zugleich auf alle Menschen. Dieser Blick auf das Ganze und auf alle legt Blickwinkel frei, die diese Räume in das Ganze des Gestaltens einordnen. Damit tut sich der Raum für Kritik an Lösungen in den verschiedenen Feldern auf, die in der Verabsolutierung bereichsspezifischer Gestaltungsentwürfe den Menschen zu einem seiner Ganzheit beraubten Wesen machen. Deshalb gilt es für die christliche Soziallehre, stets wachsam zu sein, wenn verengte Perspektiven das *humanum* gefährden, wenn Konstellationen und Strukturen den Menschen in der Tendenz zur Funktionalisierung zu einem entrechteten und unterdrückten Wesen zu machen versuchen.

Grundsätze für ein In- und Miteinander

Dem „Differenzgrundsatz“ liegt die in der Nummer 36 von *Gaudium et spes* angesprochene relative Autonomie der irdischen Wirklichkeiten zugrunde. Die einzelnen Bereiche, die sich im Prozess der sozialen Differenzierung herausgebildet haben, haben Eigengesetzlichkeiten zur Geltung gebracht, die die Entwicklung in diesen Bereichen vorangetrieben haben. Die Kirche ist in ihren Vertretern und Mitgliedern aufgefordert, diese Eigengesetzlichkeiten zu achten: Im Politischen muss man politisch denken, im Wirtschaftlichen wirtschaftlich, damit diese beiden Bereiche beispielsweise einen verstärkten Beitrag zum Gelingen menschlichen Lebens für alle leisten können. Gerade in einer Zeit der vielfältigen Krisen bedarf es der Hebung der Möglichkeiten der einzelnen Bereiche, zugleich aber der Bezugsetzung dieser Bereiche auf das Ganze des menschlichen Lebens im Sinne des „Ganzheitsgrundsatzes“.

Zu leicht nämlich kann es in der Verfolgung der Autonomie der Bereiche dazu kommen, dass der Mensch in Funktionalisierungen *seiner* Autonomie beraubt wird.

Weil diese Zusammenführung der Realfaktoren mit den Idealfaktoren, die in den Sozialprinzipien verkörpert sind, in den seltensten Fällen eine eindeutige, nur auf diese Art und Weise umzusetzende Realisierung finden kann, finden sich verschiedene Lösungsansätze. Andere können mit der gleichen Gewissenhaftigkeit zu verschiedenen Auffassungen kommen. Das „Toleranzprinzip“ – ich würde lieber vom „Respektgrundsatz“ sprechen – bedeutet nun eine Aufforderung, mit Respekt auf die Lösungen, die andere vorschlagen, zu schauen und nach Möglichkeiten der Verbesserung der selbst gefundenen Lösung durch die des und der anderen Ausschau zu halten. Die Kirche hat nicht die Kompetenz, in sachlichen Herausforderungen letzte Entscheidungsmacht für sich zu beanspruchen, sondern sie kann Perspektiven aufzeigen, die eine Lösung gerade mit Blick auf das Ganze und auf alle nachhaltig und tragfähig machen. Ebenso ist sie aber auch zur Kritik dort verpflichtet, wo vorgeschlagene, im schlechtesten Sinne aufgezwungene, Lösungen diesem Ziel nicht gerecht werden können. Respekt dem anderen gegenüber kann sich auch in einer sachgerechten Kritik zeigen.

In diesem durch diese drei Grundsätze vorgegebenen Rahmen spannen nun die klassischen Sozialprinzipien einen Verwirklichungsraum auf.

Die drei Prinzipien christlicher Soziallehre

Das „Personprinzip“ stellt den Menschen in den Mittelpunkt jeder gesellschaftlichen Gestaltung. So wichtig Bereiche wie Politik, Wirtschaft, Kirche oder Kultur sind, sie haben dienenden Charakter. Der Mensch genießt Vorrang vor allen technischen Bereichen, damit nicht in einer Umkehrung der Verhältnisse aus dem Slogan „Der Mensch als Mittelpunkt!“ die Tatsache „Der Mensch als Mittel – Punkt!“ geschaffen wird. Gerade in einer Zeit der Bürokratisierung und Technisierung droht in der Vertauschung von Zielen und Mitteln der Mensch aus dem Mittelpunkt gedrängt zu werden. Der Mensch wird in der christlichen Theologie als von Natur aus auf Mit-Sein angelegt und zu einer höheren Ordnung, die das

Natürliche übersteigt, berufen aufgefasst, wie es in der Enzyklika *Mater et magistra* von Johannes XXIII. heißt. Das christliche Menschenbild macht ja das Spezifikum der christlichen Soziallehre aus, gerade in einer Situation, in der der Mensch in der Digitalisierung im Übergangsfeld auf die Maschine in Form des Roboters und in Bezug auf das Tier in eine ungeklärte Grauzone zu geraten droht.

Das „Solidaritätsprinzip“ nimmt seinen Ausgangspunkt von der Tatsache, dass ein Mensch des anderen bedarf, nicht nur um seine Defizite abzudecken, sondern auch um die Entfaltungsmöglichkeiten zu heben. Wie ich den anderen brauche, um mehr Mensch zu werden oder überhaupt das Menschsein realisieren zu können, so bedarf der andere meiner. Wohlwollen ist allen gegenüber gefordert, das konkrete Wohltun hängt von der Größe der Not, von den eigenen Fähigkeiten, der Nähe zur betroffenen Person und der jeweiligen konkreten Verantwortung ab. Dabei ist zu bedenken, dass Menschen, die einen moralischen Universalismus vertreten, mit partikularen Verpflichtungen konfrontiert sind, die zum Ausgleich gebracht werden sollen.

Handeln wird somit zu einem Handeln mit anderen in der Ausrichtung auf das Gemeinwohl. Dieses bezeichnet das an der Natur des Menschen und am Überleben der Menschen orientierte größtmögliche Glück aller Einzelnen in Gegenwart und Zukunft mit besonderer Beachtung der vitalen Lebensbedürfnisse aller und der Organisation der Gesellschaft auf dieses Ziel hin. Das Ziel: allseitig verwirklichte Gerechtigkeit. Ein solches kann nie endgültig erreicht werden, sondern das Gemeinwohl bleibt immer auf dem Weg, was zu Entschiedenheit und zugleich zu Bescheidenheit mahnt. Der Einzelne und einzelne Gruppen müssen sich einbringen und einordnen, um jene Voraussetzungen in der gemeinsamen Infrastruktur zu schaffen, die möglichst allen die bestmögliche Entwicklung erlauben.

Damit sind wir beim „Subsidiaritätsprinzip“, das für die Verwirklichung des Gemeinwohls den Weg zeigt. Was der Einzelne und untergeordnete Gruppen tun können, darf ihnen nicht entzogen werden. Dieses Prinzip beinhaltet das Verbot für den Staat und übergeordnete Organisationen, ihre Kompetenz im Entzug dieser dem Einzelnen und den diesen Personen nahestehenden Gruppen zu überschreiten. Zugleich ist damit aber auch das Gebot verbunden, die Infrastruktur und die Unterstützungen zu bieten, die im Aufbau der Gemeinschaft von unten herauf die Freiheit der Person gewährleisten und ihre Talente am besten heben. Damit ist auch die Übernahme von Verantwortung durch die Bürgerinnen und Bürger gefordert und einem Abschieben von Verantwortung der Riegel vorzuschieben. Die Devise „Aus Betroffenen Beteiligte machen!“ erfordert die Einstellung, sich zu beteiligen, zugleich aber auch die

Bereitschaft der übergeordneten Gemeinschaften, glaubhaft zu vermitteln, dass es bei den verschiedenen Maßnahmen den Grundsatz zu berücksichtigen gilt: *Tua res agitur* – Es geht um deine Sache.

Für das konkrete Heute

Dies ist Voraussetzung eines dem Menschen dienenden Sozialstaates. Seine Grundlagen beruhen einerseits auf der Fähigkeit des Menschen, sein Leben selbst zu gestalten, auf der anderen Seite aber auch der Erfahrung seiner Gebrochenheit und des Angewiesenseins auf Unterstützung, die nicht als von oben herab gewährt verstanden werden darf. In der Verfolgung der Ziele von sozialer Sicherheit und Gerechtigkeit, von gesellschaftlicher Inklusion und der Förderung der Eigenkräfte des Menschen kann ein Rahmen geschaffen werden, innerhalb dessen Förderung von Humanität für alle eine Perspektive erhält. Dazu bedarf es der Ausrichtung auf Nachhaltigkeit, also des Einbeziehens der Zukunft und der Aneignung dieser Ziele durch die Menschen. Das Verfolgen sozialer Ziele darf dabei nicht als der Mitwelt entgegengesetzte Perspektive gesehen werden, sondern es bedarf des Bemühens, soziale Ziele nachhaltig umzusetzen und umgekehrt.

Damit kann auch eine Grundlage für einen Frieden geschaffen werden, der mehr ist als Abwesenheit von Krieg und Gewaltanwendung, sondern wesentlich auch im Bemühen um die Verwirklichung der Menschenrechte und der Zusammenbindung der beiden Ziele in einer die Person, die Gesellschaft, den Staat und die globale Ebene umfassenden Strategie für den Frieden eine Basis findet. In der heutigen Situation muss dabei besonders auch ein Akzent auf die Frage der Möglichkeit des Einbringens von ethischen Perspektiven in die Verhandlungen und Strategien zur Erreichung von Frieden gelegt werden. Mit Waffen allein kann kein Friede erreicht werden, es bedarf vielmehr der Offenlegung und Gestaltung der Tiefenstrukturen des Friedens, einer Aufgabe, der sich die christliche Soziallehre auch in anderen sozialen Herausforderungen stellt.



Leopold Neuhold, geb. 1954, Theologe und Ethiker. Er war bis zu seiner Emeritierung 2019 Leiter des Instituts für Ethik und Gesellschaftslehre an der Universität Graz. Träger des Großen Ehrenzeichens des Landes Steiermark (2019) sowie des Josef-Krainer-Preises 2020.

Foto: Flori

Was darf's sein, Opa?

Unfrisierte Gedanken zum Alter
Von Harald Baloch

Über viele Jahre wurde ich nur älter, aber eines Tages war ich dann wirklich alt. Ein untrügliches Zeichen dafür: als mir eine auch nicht mehr ganz junge Frau in der Straßenbahn einen Sitzplatz anbot. Ich sei nicht so alt, wie ich aussehe, sagte ich scherzhaft ablehnend. Doch das war schon der schwarze Humor, der einem das Alter irgendwie erleichtert. Überhaupt bieten Straßenbahnen und lokale Busse ein spezifisches Ambiente für ein Nachdenken über das Alter. Man bekommt es da mit Scharen hinein- oder hinausdrängelnder Kinder und Jugendlicher zu tun. Ein gewisses Ruhebedürfnis meldet sich, nostalgische Erinnerungen an die eigene Schulzeit werden wach und auch väterliche Gefühle angesichts der viel zu schweren Schultaschen und der modisch offen gelassenen Schuhbänder, die eine Gefahr darstellen. Wie ändern sich doch die Zeiten und die Lebenswelt! Drinnen in der „Bim“ (früher: „Tram“), weit mehr als in früheren Jahrzehnten, Menschen aus anderen Kulturen, und draußen ziehen während der Fahrt die diversen Werbeplakate vorbei, die eine noch präzisere Ortung der eigenen Existenz provozieren. Bin ich bei der richtigen Versicherung, die mich nicht im Regen stehen lässt? War ich schon auf den Malediven? Ist – wie die BIPA-Werbung verkündet – das Leben schön? Soll Österreich zur Festung gemacht werden? Viele Fragen, die sich jedoch als völlig nebensächlich erweisen, als die Haltestelle „St. Peter Friedhof“ angesagt wird.

*

Am Grazer St. Peter Stadtfriedhof sind zwei ganz enge Freunde begraben – Jörg Mayr und Heimo Steps. Ich vermisse sie und kann nicht glauben, dass sie nur in meiner und ihrer Familien Erinnerung weiterleben oder im öffentlichen Gedächtnis, weil ihnen ein dauerndes Denkmal gesetzt wurde. Ebenso wenig tröstet mich die Vorstellung, ihre sich auflösenden Körper würden jetzt die Natur befruchten. Eine Art Nachhaltigkeit also? Nein, ich habe die naive Hoffnung, wie sie noch bei christlichen Begräbnissen ausgesprochen wird, wir würden uns einst wiedersehen. Leibhaftig. Bei der Verabschiedung von meinem Freund und Kollegen Franz Grabner in der Wiener Wotruba-Kirche sagte ich das so: „Über den Tod und das Jenseits sprach ich mit Franz nur selten. Einig waren wir uns, dass es gilt, frech zu bleiben gegen den Tod durch Kunst, durch Humor, durch den Glauben an ein Leben nach dem Tod. Am besten durch diese drei Frechheiten

zusammen. So ist mein innigster und naiver Wunsch, mit Franz wieder, woanders, Kaffee trinken zu können. Und er würde wie immer fragen: Mit oder ohne Zucker?“

Solche Hoffnung erspart die Ängste und Leiden des Alters nicht. Im Buch Kohelet (Prediger) der Hebräischen Bibel ist die Situation alter Menschen in bittere Poesie gefasst:

„Denk an deinen Schöpfer in deinen frühen Jahren, / ehe die Tage der Krankheit kommen und die Jahre dich erreichen, / von denen du sagen wirst: Ich mag sie nicht!, ehe Sonne und Licht und Mond und Sterne erlöschen / und auch nach dem Regen wieder Wolken aufziehen: am Tag, da die Wächter des Hauses zittern, / die starken Männer sich krümmen, / die Müllerinnen ihre Arbeit einstellen, weil sie zu wenige sind, / es dunkel wird bei den Frauen, die aus den Fenstern blicken, und das Tor zur Straße verschlossen wird; / wenn das Geräusch der Mühle verstummt, / steht man auf beim Zwitschern der Vögel, / doch die Töne des Lieds verklingen; selbst vor der Anhöhe fürchtet man sich und vor den Schrecken am Weg; / der Mandelbaum blüht, / die Heuschrecke schleppt sich dahin, / die Frucht der Kaper platzt, / doch ein Mensch geht zu seinem ewigen Haus / und die Klagenden ziehen durch die Straßen – ja, ehe die silberne Schnur zerreißt, / die goldene Schale bricht, / der Krug an der Quelle zerschmettert wird, / das Rad zerbrochen in die Grube fällt, der Staub auf die Erde zurückfällt als das, was er war, / und der Atem zu Gott zurückkehrt, / der ihn gegeben hat. / Windhauch, Windhauch, sagte Kohelet, das ist alles Windhauch.“ (Prediger 12,1-8)

*

Übers Alter gibt es fast alles zu wissen. Aus dem Labyrinth der Daten in der Google-Suchmaschine nenne ich nur ein paar Suchbegriffe (in Klammern die Zahl der Einträge):

Altersforschung (94.000), Altersflecken (1.760.000), Alterswarzen (240.000), Altersgen (13.700), Alterskrankheiten (85.000), Altersdemenz (85.000), Das Alter in der bildenden Kunst des 20. Jahrhunderts (51.100.000), Das Alter in der Literatur (72.200.000), Das Alter in der Psychologie (53.700.000).

Unter anderem fand ich auch ein Symposium der Medizinischen Universität Graz aus dem Vorjahr – „Aging across species 22“, berichtet als „Altersforschung vom Wurm bis zum Menschen“.



Hellmut Bruch, Offenes Hexagon, 1979. Stahl geschweißt, 102 x 19,5 x 19,5 cm.
©Bildrecht Wien 2021

Generell machen die überbordenden, sekundenschnell abrufbaren Informationen aus dem Internet das, was man früher die „Weisheit des Alters“ nannte, mehr und mehr zunichte. Was man je gelesen und gedacht hat, verliert an gesellschaftlicher Bedeutung. Man wird nicht mehr gefragt, *ist* nicht mehr „gefragt“.

Gut noch, wenn ein paar Freundinnen und Freunde da sind, die sich dafür interessieren, was einer persönlich in der heutigen Welt denkt und empfindet. Den öffentlichen Diskursen und Aktionen entwachsen, vergewissern wir einander durch immer legendärer werdende *Geschichterteln* aus unserem Leben, das in der aktuellen politischen *Geschichte* ohnmächtig ist. Mit einem solchen Geschichtertel möchte ich schließen.

*

Eines Tages wollte ich am Grazer Jakominiplatz mit einer Tüte Eis in den lokalen Bus nach Raaba, wo ich wohne, einsteigen. Der Fahrer fuhr mich an: „Mit dem Eis kannst nicht einsteigen, Opa!“. Ich war müde und warf den Rest der Tüte in den Abfallkorb der Haltestelle. Nur kurz dachte ich, den Mann im Stil von Karl Kraus zur Rede zu stellen: „Sagn S’ das noch einmal und dann entschuldigen Sie sich.“ Auch den Gedanken, die Busfirma zu veranlassen,

wie bei den Grazer Straßenbahnen außen Verbotsschilder fürs Eisessen während der Fahrt anzubringen, schob ich beiseite. Erstmals empfand ich große Gleichgültigkeit. Eine unangenehme Wahrnehmung.

Ganz anders hat mich der Inhaber der Cafeteria neben dem Spar-Markt in Raaba „Opa“ genannt. „Was darf’s sein, Opa?“, fragte er. „Einen Verlängerten, aber warum sagen Sie ‚Opa‘ zu mir?“, meine Antwort. In der Kultur, aus der er stamme, sei „Opa“ eine Anrede des Respekts und der Ehre, erklärte mir der Cafetier, ein Türke.

Ich gehe dort gerne hin.



Harald (Harry) Baloch, geb. 1943 in Klagenfurt, war von 1970 bis 1990 Bildungsreferent der Katholischen Hochschulgemeinde Graz, 1990–2006 Berater der Bischöfe der Diözese Graz-Seckau für Wissenschaft und Kultur.

Foto: Kellner

Zukunft wollen heißt Zukunft gestalten

Über einen vielbemühten Begriff
Von Franz Küberl

Logo, „Zukunft“ ist in aller Munde. Mit Versprechungen, neuen Erfindungen, sozialen Verbesserungen, Hoffnungen, Utopien sind diese Vorstellungen gespeist. Gleichzeitig haben viele Menschen Ängste und Sorgen, dass die Zukunft nur schlechter sein könne – falls es überhaupt noch eine gibt. Dabei kommt es sehr darauf an, in welchem Teil der Welt man lebt. Denn die Zukunftschancen sind sehr unterschiedlich verteilt. Wenn Krieg, Hunger, Unterdrückung, soziale und gesundheitliche Großprobleme Menschen bedrängen, hat Zukunft allenfalls als unerreichbarer Traum Platz. Natürlich, Zukunftsangst ist kein Vorrecht der Moderne. Naturgewalten, Kriege, Hunger, Obdachlosigkeit, keinen Platz in dieser Welt zu finden, hat die Mehrzahl der Menschen immer bedrängt. Wir wissen seit der Vertreibung aus dem Paradies und durch die ganze Entwicklung unserer Welt, dass es fast „nur“ zwiespältige Zeiten gegeben hat: einen Mix aus Verwirrung, Verwerfungen, Weltuntergangsstimmungen, aber eben auch Fortschritt, der bereits morgen ankommen kann.

Richtig ist, dass das Umwälzungstempo der Welt enorm zugenommen hat. Segensreiche Erfindungen, die, wie fast immer in der Geschichte, auch das Potential der Entsetzlichkeitsanwendung in sich tragen. Man denke an die Erfindung der Dampfmaschine, an die Entdeckung von Elektrizität und Atom. Von segensreich bis zu Entsetzlichkeiten der Sonderklasse ermöglichend. Dass es in den letzten 200 Jahren eine Menge medizinischer Entdeckungen (Penicillin) wie auch viele soziale Erfindungen (Sozialversicherung) gab, wird da fast ein wenig verdrängt.

Dass es keine Zukunft, schon gar keine bessere, geben kann, treibt viele Menschen an, gespeist von ungemeinem Pessimismus, es könne nur schlechter, enger, lebensverunmöglichender werden. Gründe gibt es immer genug: Digitalisierung, Klimawandel, die weltweite Spannung zwischen Reich und Arm, Epidemien, Kriege. Dazu kommt in unseren Breitengraden die älter werdende Gesellschaft. Sie will mehr Ruhe, wenigstens das, was man hat, nicht verlieren. Es fehlt die Vorstellungskraft, wie man eine Welt, in der die nächste und übernächste Generation vernünftige Lebensvoraussetzungen vorfindet, gestalten bzw. einfädeln kann.

Herausforderungen muss man auch sehen wollen

Wir leben heute viel besser als früher. Denn in jeder Generation der Menschheit hat es viele Menschen gegeben, die ihr Wissen, ihr Engagement, ihre Erfindungskraft für eine bessere Zukunft erfolgreich eingesetzt haben. Das Drama, dass neu Entdecktes nie bloß eindimensional ins Positive schwingt, sozusagen den Himmel auf die Erde brächte, begleitet uns seit jeher. Negative Seiten von Erfindungen haben sehr oft ein Tohuwabohu entstehen lassen, das von den nächsten Generationen entflochten werden musste. Ob es in unserer unvollkommenen Welt je eine Erfindung gibt, die nur Gutes bewirkt? Aleida Assmann hat drei parallele Dimensionen von Zukunft benannt, die uns sozial, wirtschaftlich, medizinisch, politisch und kulturell beschäftigen: Zukunft als Fortschritt, als Risikoversorge und als Vergangenheitsbewältigung. Für den Alltagsgebrauch gibt es eine vierte Dimension: jene, die in unserer gestaltbaren Erreichbarkeit ist. Entscheidend ist der Wirkkreis, der mitgestaltet werden kann. Eine Einzelperson wird für sich persönlich, beruflich, familiär, bei und mit Freunden, in der Nachbarschaft, in Vereinen, in der lokalen Gemeinde wirksam werden. Nur: Mit dem Maß der Verantwortung, die man übernimmt, steigt auch die Gestaltbarkeit von Zukunft, die anderen zugutekommt. Quasi unbegrenzt nach oben.

Was sind aber Ingredienzien, wenn wir die Zukunftsärmel weiter aufkrepeln wollen? Für das Wollen von Zukunft braucht es zunächst ein tragfähiges Sinngehäuse des Lebens, das den inneren Antrieb in Gang setzt. Und einen inneren Kompass, der die Himmelsrichtung zu „Wann schmeckt wem Zukunft“ anzeigt. Sonst findet man keine Gesprächsbasis mit den Mitmenschen. Mit wem man (mehr) reden will, hängt von einer weiteren Entscheidung ab. Will man nur sich selbst, der eigenen Gruppe oder vom Ziel her jeder und jedem auf dieser Erde fundamentales Recht auf Leben einräumen?

Wir haben enorme Parallelwelten, die sich (noch) nicht miteinander verständigen können. Die einen stürmen Urlaubsdestinationen und raufen notfalls um Plätze, die anderen drängen sich vor Lebensmittelausgabestellen, um

ein Mindestmaß an Heute zu erhaschen. Die Armen wissen zwar, wie die Reichen leben, die Reichen haben aber meist keine Ahnung von den Dramen der Armen. Da wird man gleichrücken müssen.

Welche Gesellschaft wollen wir sein?

Der tiefe Graben zwischen (zu) großer Wissenschaftsgläubigkeit einerseits, Skepsis und Ablehnung andererseits ist uns seit Corona wieder bewusst. Möglicherweise müssen von allen Seiten her viele von ihrem hohen Ross heruntersteigen. Weil Kritik, Debatte und Suche nach Verständigung und Besserem Teil des wirklich Normalen sind.

Vertrauenskrisen hat es immer gegeben. Die Zahl der Menschen, die jenen vertrauen, die besondere Verantwortung tragen, nimmt eher ab als zu. Die Gründe sind ein weites Land. Einerseits sind sie sichtlich durch eine neue Form von Selbstgerechtigkeit im Kleide eines veränderten Freiheitsverständnisses geprägt. Formen des „Alles-selbesser-Wissens“ oder der reflexhafte Widerstand gegen Entscheidungen „von oben“ gehören dazu. Andererseits gibt es viele marginalisierte Kleine, auch bei uns, die noch nie Vertrauen in Mächtigere gefasst haben. Sie sind Vergessene. Ihre Erfahrung ist gespeist davon, dass jene, die mehr Wissen, mehr Möglichkeiten und mehr Reichtum haben, daher besser mit Gegenwart und Zukunft zurechtkommen. Diese oft ungemeinen Spannungen kann man abzubauen versuchen oder Unmengen an politischem Kleingeld damit scheffeln (je nach Sinngehäuse des eigenen Lebens).

Für das Gelingen menschlichen Zusammenlebens ist es notwendig, dass möglichst alle Menschen an gesellschaftlichen Vollzügen teilnehmen können. Das stärkt die Demokratie eines Landes. In diesem Sinn erfolgreiche Politik schließt möglichst viele Betroffene in die jeweiligen Entscheidungen ein. Wie es gelingen kann, Protagonisten destruktiver Kritik, also bloßen Dagegensens, auch konstruktive Lösungsvorschläge zu entlocken, ist viel öffentliches Engagement, samt Vor- und Nachdenken, wert. Dies ist nicht nur Aufgabe „der“ Politikerinnen und Politiker. Nein, unsere Gesellschaft hat viele Gestaltende. Gewerkschaften, Arbeitgeber, Kirchen, Zivilgesellschaft, die sich in über 120.000 Vereinen widerspiegelt.

In Österreich gibt es Gott sei Dank Gewaltlosigkeit als staatsdurchtränkendes Prinzip. Gewalt wird im ganzen Land und von (fast) allen Menschen als Normverletzung unbedingt sanktioniert. Daher ist es wichtig, dass diese Prinzipien durch große Achtsamkeit staatliche Normalität bleiben.

Ich weiß schon, Kriege werden nicht abgeschafft, weil es zurzeit nicht gewollt ist. Dass der Krieg „der Vater aller Dinge“ sei, halte ich trotzdem für ein „teufliches“ Gesellschaftsentwicklungsverständnis. Aber es gibt keinen Grund, davon auszugehen, dass Gewalt immer das letzte

Wort haben wird. Denn Gott sei Dank gibt es quer über die Geschichte auch genug Erfahrung, Abbau von Gewalt und Frieden real zu vereinbaren und – wenn bis jetzt auch zeitlich begrenzt – als vernünftiger Normalität lebbar zu machen. Weiterbau ist möglich!

Und Kirche?

Seit dem Apostelkonzil ringen die Gläubigen darum, ob die jeweilige Form von verfasster Kirche Motivationsstärkung und Kraftschöpfung für Gläubige ist. Oder das Gegenteil. Auch heute. Diese Entscheidung fällt weltweit. Auch in jeder Pfarre. Ob die Melodie des Glaubens auch in Zukunft von möglichst vielen als Triebfeder der Umsetzungsbemühungen des evangelischen Auftrages gehört wird, ist die drängende Frage. Damit man im Heute eine „Vision“ von lebbarer Zukunft formulieren kann. Und „machbar“ macht, weil die großen Ziele und die vielen kleinen Schritte auf diesem Weg durchblitzen.

Die Kirche muss immer im Heute für das Morgen gut aufgestellt sein: Pfarren, Orden, Organisationen, Hilfswerke, Studierstuben, die an den Brennpunkten der Not und der zu bewältigenden Zukunftsfragen als Kirche tätig sind. Weil jeder kirchliche Knotenpunkt Zukunftswerkstätte, also Bauplatz der kommenden Welt ist. Als Ort der Freiheit, der Geborgenheit, der gegenseitigen Stärkung, der Reibung im Austragen von Konflikten. Am besten mit einem gerüttelten Maß an ordentlichem Schneid, Zivilcourage, Kirchenmut, Pffiffigkeit, Kreativität, grundlegender Freude beim Durchgehen durch das Nadelöhr des Denkens. Wie auch des Teilens, der Dialog- und Kompromissfähigkeit, auch des Zurückstecken-Könnens. Festhalten können, wie viel uns in unserem Land gemeinsam ist. Jede Person ist einmalig. Niemand denkt (ganz) gleich wie „die“ anderen. Diese Differenz zu respektieren, Unterschiedliches auszuhalten, aber auch Neues zu erkennen, ist die Nagelprobe des gemeinsamen Menschseins. Da ist die Kirche die kleine Welt, in der die große ihre Probe hält. Das ist der Handlungsschwung für kirchliche Gruppen wie für die einzelnen Gläubigen, auf dem Marktplatz des Lebens erkennbar tätig sein zu können.

Franz Küberl,
geb. 1953 in Graz, setzte sich in
vielen Funktionen in der katholischen
Kirche für eine gerechtere
Gesellschaft sowie bessere Lebens-
bedingungen für Benachteiligte ein.
Von 1994 bis zum Ruhestand 2016
Direktor der Caritas Steiermark,
von 1995 bis 2013 Präsident
der Caritas Österreich.



Foto: Neuhold

Heinrich Schnuderl

Päpstlicher Ehrenprälat

Heinrich Schnuderl, geboren in Graz am 20. September 1943, entstammt einer katholischen Bäckersfamilie aus der Grazer Annenstraße. Nach der Matura am Akademischen Gymnasium Graz (1961) studierte er Theologie in Graz (Dr. theol. 1973). Er wurde von Bischof Josef Schoiswohl im Grazer Dom am 9. Juli 1967 zum Priester geweiht.

Nach Kaplansjahren in Schladming (1967 bis 1970) wurde Schnuderl von Bischof Johann Weber zum Hochschuleelsorger erst der Katholischen Hochschulgemeinde in Leoben (1970 bis 1982), dann in Graz (1982 bis 1997) berufen. Umfangreich war sein Engagement für die Katholische Aktion: Geistlicher Assistent der Katholischen Aktion Steiermark (1980 bis 1997), der Katholischen Hochschuljugend (1982 bis 1997), der Katholischen Aktion Österreich (1985 bis 1997) und des Forums Glaubewissenschaft-Kunst der Katholischen Aktion Steiermark (2004 bis 2007).

Schnuderl übernahm als Leiter des Bischöflichen Pastoralamtes (1997 bis 2011) die Aufgabe des Pfarrers von Graz-Thondorf (1997 bis 1999) bzw. des Propstes der Grazer Stadtpfarre zum Hl. Blut (1999 bis 2011). Vielfach ökumenisch engagiert, war er unter anderem Mitglied der diözesanen Ökumene-Kommission und Mitglied (zeitweise Vorsitzender) des Ökumenischen Forums christlicher Kirchen in der Steiermark (2004 bis 2011). Bischof Egon Kapellari ernannte Schnuderl zum Bischofsvikar für die Stadtpastoral (2005 bis 2011).

Von 1995 bis 2023 war Schnuderl Domkapitular (ab 2018 Dompropst) an der Cathedral- und Domkirche zum hl. Ägidius. 2011 bis 2015 fungierte er als Generalvikar an der Seite von Bischof Egon Kapellari. Nach dessen Rücktritt im Jänner 2015 wurde Schnuderl vom Collegium Consultorum (in Graz-Seckau das Domkapitel) zum Administrator der Diözese gewählt; der am 14. Juni 2015 geweihte Bischof Wilhelm Krautwaschl ernannte ihn wieder zum Generalvikar (bis 31. August 2015) und per 1. September 2015 zum Grazer Dompfarrer sowie zum Bischofsvikar für Gesellschaft, Kultur, Medien und Wissenschaft. Bis zu seinem Wechsel in den Ruhestand (1. September 2023) war Schnuderl Mitglied in zahlreichen diözesanen Gremien.

Heinrich Schnuderl ist seit 2004 Bürger der Stadt Graz und Träger hoher öffentlicher Auszeichnungen, darunter das Große Goldene Ehrenzeichen des Landes Steiermark.

KATHOLISCHE 
KIRCHE STEIERMARK

www.khg-graz.at

Impressum

Denken+Glauben

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

Redaktionsteam der Sondernummer:

Anna Hollwöger
Daniel Pachner
Manfred Prisching

Medieninhaber und Herausgeber:

Katholische Hochschulgemeinde Graz
Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz
Tel. 0316 / 32 26 28
www.khg-graz.at

Layout und Satz:
Wolfgang Rappel

Druck:

Universitätsdruckerei Klampfer,
St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

*Soweit es möglich war, hat die Redaktion die urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten Bilder geklärt. Nicht erwähnte Inhaber*innen von Bildrechten werden gebeten, sich unter pachner@khg-graz.at zu melden.*

Abo-Bestellung: pachner@khg-graz.at

Titelfoto:

Hellmut Bruch, Hexagonales Objekt, 1979.
Stahl, 50,5 x 22 cm. Privatsammlung.
©Bildrecht Wien 2021

Foto Rückseite:

Hellmut Bruch, 6 Vertikale – 3 Tiefen, 2018.
Oranges fluoreszierendes Acrylglas, 233 x 89 x 1 cm,
Helblinghaus Innsbruck, A.
©Bildrecht Wien 2021

Foto rechte Seite:

©Neuhold



